



# Im Banne der Schmach.

Im  
Banne der Schmach

Roman

von

E. von Hörschelmann.

---

Leipzig

Verlag von Franz Duncker

1885.

Dem hochverehrten Dichter

Leopold Kompert

widmet diese Erzählung

in herzlicher Freundschaft

die Verfasserin.

## Druckfehlerverzeichnis.

Seite 6 hinter Zeile 3 von unten ist einzuschließen:

— Endlich griff er nach Hut und Stock und eilte an dem erstaunten Kellner vorüber, dem er eben erst befohlen ihn für heute nicht mehr in der Ruhe zu stören, die Stiege hinab. Draußen angelangt blieb er eine Weile unschlüssig stehen, dann wandte er seine Schritte, den Lindengang entlang, dem draußen angrenzenden Stadtpark zu.

Seite 19 Zeile 5 von oben ließ Rivalen statt Anwalt

≈ 49 ≈ 9 ≈ ≈ ≈ Silvio ≈ Silvia

---

Jahre der Bonnen,  
Tage der Gluthen,  
Wie Frühlingsfluthen  
Selb ihr zerronnen.

Vor das alterthümliche, rußgeschwärzte Portal des „Erzherzog Stephan“, das in der Aristokratie von W... für das fashionabelste Hotel der Metropole galt, rollte der vom Bahnhof zurückkehrende Omnibus. Ehe der Portier Zeit fand, den Schlag zu öffnen, war ein Herr in mittleren Jahren, für diesmal der einzige mit dem Südbahnzuge eingetroffene Passagier, ausgestiegen. „Ist in dem ersten oder zweiten Stockwerk ein Zimmer zu haben?“ wandte er sich an die herumstehende Dienerschaft.

Eine gravitatische Handbewegung, die den erwünschten Bescheid: „Zu dienen, Euer Gnaden,“ begleitete, lud den Fremden ein, dem voranschreitenden Kellner durch ein wahres Labyrinth von Thüren und Treppenaufgängen zu folgen.

„Wenn's gefällig ist, hier haben wir einen Salon mit Balkon, der auf den Friedrichsplatz und den Hirschpark hinausgeht; das Comfortabelste, was wir im Augenblick zur Verfügung hätten — sonst wäre im ersten Stockwerk —“

„Schon gut,“ antwortete der Gast, indem er mit einem flüchtigen Blick den Raum überflog.

„Das Gepäck auf Nr. 10,“ ließ sich draußen die Stentorstimme des Oberkellners, das gleich einem dröhnenden Chor nachfolgende Echo der Dienerschaft vernehmen.

„Befehlen sonst noch etwas?“

„Für jetzt nichts weiter,“ entgegnete der Passagier mit etwas heiserer, wie von übermäßiger Abspannung gereizter Stimme . . . „doch noch Eins! — In Bezug auf die mir angewiesenen Räumlichkeiten und Nachbarschaft muß ich bitten, darauf Rücksicht zu nehmen, daß ich nach mehrtägiger Reise der Ruhe bedarf.“

„Was das anbelangt, dürfen Euer Gnaden außer Sorge sein. Links bildet das Schlafgemach die Ecke, die auf die Friedrichsbastei hinausgeht, rechts,“ schmunzelte der Oberkellner des „Erzherzog Stephan“, doch eben nur so viel, als es sich mit seiner Sachkenntniß und der dieser angemessenen Würde vertrug, „rechts stößt der Salon an den einer Dame, einer sehr eleganten Dame, die für jetzt allein, in den nächsten Tagen erst ihre Begleitung erwartet.“

„Schon gut!“

Eine entschieden ablehnende Geste machte der Zungen-geläufigkeit des dienstfertigen Kellners ein Ende und gab diesem zu verstehen, daß eine weitere Orientirung fürs Erste nicht beansprucht würde.

Als die Thür sich schloß und er sich allein sah, warf der nunmehrige Inhaber des Salons Nr. 10 sich mit allen Anzeichen einer tiefen Erschöpfung auf den Divan nieder;

kaum aber breiteten die Schatten eines leichten Schlafes sich über die hageren Züge, als sich ein lautes Pochen an der Thür vernehmen ließ.

Auf das „Herein“ des Gastes war es abermals der dienstbeflissene Oberkellner, der, das Fremdenbuch in der Hand, hereintrat.

„Octave Baron Feldern,“ schrieb Ersterer in die Liste der „Angekommenen“ und war eben im Begriff, dem an der Thür Harrenden das Buch wieder einzuhändigen, als er mit den betroffenen Mienen eines Menschen, der sich von einer optischen Täuschung befangen glaubt und vergebens sucht, derselben Herr zu werden, auffuhr.

In den rothen Lichtstrahl getaucht, der eben über ihn und über das offen vor ihm liegende Buch glitt, las er deutlich, so daß ihm kein Zweifel darüber blieb, den Namen: Isabella Baronin Maynau, Zimmer Nr. 11 bis 12.

„Nennt sich so die Dame, die den angrenzenden Salon inne hat?“ frug der Baron Feldern mit anscheinender Gleichgiltigkeit.

„Zu dienen, Euer Gnaden,“ antwortete der in den Erfahrungen des Hotel-Lebens ergraute Oberkellner, der sich trotz Lavater auf Physiognomien zu verstehen glaubte.

Es entging ihm daher auch nicht, daß die vorhin schon auffallende Blässe in den Gesichtszügen des Barons, als er den Namen der Baronin in dem Fremdenbuch las, sich noch zu steigern schien, daß seine Stimme, als er die erwähnte Frage that, noch heiserer und noch gereizter klang als zuvor.

„Was ich noch bemerken wollte: streicht für heute meinen Namen von der Table d'hôte. Ich wünsche nicht weiter gestört zu werden.“

Schwebenden Schrittes war der Kellner in dem angrenzenden Korridor verschwunden. Eine wahrhaft klösterliche Stille verbreitete sich in dem eleganten ersten Stockwerk des „Erzherzog Stephan“. Nur ab und zu drang das Geräusch eines vorüberrollenden Wagens, gedämpft durch die massige Linden-Allee, die sich längs der Rococo-Façade des Hotels hinzog, in das Innere seiner stattlichen, palastartigen Räume.

Der Passagier auf Nummer 10 hatte sich wie zuvor auf den Divan gestreckt und die Augen geschlossen. Aber trotz der drückend einschläfernden Abenddämmerung, die draußen über dem Platze lag, trotz der lautlosen Stille, die drinnen herrschte, wollte der verschuchte Schlummer sich nicht wieder einstellen.

Nachdem er sich wie ein Fieberkranker, der vergebens in veränderter Lage Erleichterung sucht, eine Zeitlang unruhig von einer Seite auf die andere gewandt, stand er auf und trat an das offene Fenster.

Die Dumpsheit der Atmosphäre hatte sich zu unerträglich bleierner Schwüle gesteigert.

Mit einer nervösen Bewegung knöpfte Baron Feldern den Rock und das Halstuch auf, während er sich von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuch über die feuchte Stirn fuhr.

Sein Auge glitt eine Zeitlang mit zerstreutem Blick über die Palastfaçaden des Platzes und blieb endlich mit

finsterem Aufleuchten wie gebannt an dem benachbarten Balkonfenster hängen, dessen vergoldetes Gitter von einem dichten Wall hochwuchernder Pflanzen beschattet war.

Da plötzlich fuhr es wie zischendes Schlangengewühl durch die brütende Luft.

Ueber die Palastfronten hin tanzte ein lodrender Feuerschein. Zählings folgte demselben laut nachhallender Donnerschlag. Es war, als wenn tausend über einander stürzende Balken in einen klastertiefen Abgrund rollten. Ueber die schwefelgelb angehauchten Dächer jagte eine Fluth von Hagelkörnern, die sich allmählich in einen gleichmäßig rieselnden Wasserstrom verwandelten. Er hatte nur einen Augenblick gedauert, der grelle Schein des jählings niederfahrenden Blizes. Aber was der undurchdringliche, gleichsam leblose Blick des Mannes in dem einen Moment wahrgenommen, konnte die Macht des nachfolgenden Donnerschlages, konnte die wie aus tausend geöffneten Schleusen herabstobende Wasserfluth ihm nicht mehr entrücken. Ein jäher Windstoß, der dem niederstrahlenden Blitz vorausging, hatte die Palmen- und Oleander-Hecken, die um den zierlichen Balkon drüben eine Art lebendiger Mauer bildeten, durcheinander geworfen. In demselben Augenblick erschien ein von rothblonden Ringellöchchen umrahmter Frauenkopf zwischen den wüß durcheinanderfahrenden Pflanzentronen.

Ein zierliches Taschentuch, von einer schneeweißen Hand geworfen, flatterte vom Balkon nieder und blieb, vom Winde ergriffen, in tausend Fegen zerrissen an den ver-

goldeten Spitzen der Balustrade hängen. Augenscheinlich sollte es einem unter dem Balkon haltenden Reiter zum Zeichen dienen.

Dieser, ein blondbärtiger, wie aus der letzten Modenummer des High-life herausgeschnittener Dandy, schien übrigens eines besonderen Winkes nicht erst zu bedürfen. Nachdem er sich mit tadelloser Eleganz aus dem Sattel geschwungen, warf er die Zügel der trotz Regen und Wetter herbeieilenden Dienerschaft zu. Auf dem Treppengang ließ sich ein flüchtiges Sporengeklirr, dann ein Pochen an der Thür Nr. 11 vernehmen.

„Sind Sie es, Graf?“

„Ob ich es bin, wer denn sonst?“

Im Nu öffnete und schloß sich die Thür.

Aber deutlicher, als es ihm selbst erwünscht schien, vernahm der unberufene Zeuge des tête-à-tête nebenan die Worte: „Für's Erste, Schatz, sollte ich meinen, sind wir einig geworden — sacre-bleu — der bloße Gedanke!“

Dem Baron Feldern schien es in seinem Salon drüben noch schwüler und noch heißer zu werden, als zuvor. Schweren Schrittes ging er eine Zeitlang in dem Zimmer auf und ab, während durch die leicht gefügten Seitenwände seines Gemaches, deren Werkmeister mehr nach Schein als nach Solidität gestrebt zu haben schien, jedes Wort, das im Nachbar-Salon geredet wurde, durch den Widerhall eher verstärkt als gedämpft herüberlörnte.

Die nach einem ungewöhnlich heißen Frühlingsanfang endlich erfolgte Entladung der Atmosphäre hatte nicht

lange gedauert. Kaum eine Stunde war seit dem wolkenbruchartigen Wasserguß verstrichen, als schon das Geriesel der Regentropfen in den Baumwipfeln nachließ, hie und da ein vereinzelter Sonnenstrahl durch das Seidengrün fiel und ein weicher, von Millionen neu geöffneter Blüthen und gewürzter Windhauch die noch zusammengeballten Wolken zerstreute, sie in unzählige Flocken auflöste, die goldhell im tiefen Blau des Himmels hingen. In den duftigen Lindenwipfeln sungen die Bienen an zu summen, auf den uralten, hie und da von eisernen Schurgingen umklammerten Baumstämmen ließen die langgeschnäbelten Spechte ihr eintöniges Tik-Tak hören, und selbst die Beilchen und Primeln, die den Begrand säumten, machten schüchterne Versuche, die geknickten Köpfschen vom Rasen zu erheben.

Dem rastlos zuschreitenden Mann ward es sichtlich mit jedem Athemzuge in der frischen Waldluft draußen wohler; sein Auge blickte weniger leblos, seine hastenden Schritte wurden gleichmäßiger; nur seine Gesichtszüge behielten einen Ausdruck von Resignation und Apathie, der nicht von einer nur momentanen oder zufälligen Ursache herzurühren schien.

Die ausgestorbenen Räume des Parkes füllten sich allmählich wieder mit ihren täglichen Besuchern. Anfangs nur vereinzelt oder in kleinen Gruppen, wuchsen die Spaziergänger bald zu ganzen Schaaren, die sich längs den Alleen in dichten Doppel-Linien aufstellten, um den sich entfaltenden prächtigen Corso zu bewundern.

Endlose Wagenreihen rollten heran; Fuhrwerke aller Arten und Formen, von der einspännigen Lohnkutsche bis zu den glänzend geschirrten Privat=Equipagen mit Adelskronen und Prachtlivrées.

Erst jetzt erinnerte sich der Baron Feldern, der nach zehnjährigem Reiseleben zum ersten Male in die Residenz zurückkehrte, in der er seine Studienzeit verlebt hatte, daß es heute Pfingstmontag war, an dem jährlich die übliche Galafahrt der Aristokratie von W . . . stattfand, und daß sich bei dieser Gelegenheit alle Schichten der Bevölkerung, die höheren als Schaustücke, die niederen als Zuschauer, in der sogenannten Rotunde einzufinden pflegten.

Wie jedem modernen Hotel=Nomaden, so auch ihm, unterschieden sich die Festtage des Jahres meist nur von den übrigen durch Häufung jener Uebelstände und Schattenseiten des Reiselebens, als: mangelhafte Bedienung, überfüllte Waggonen &c.

Als drei rasch aufeinanderfolgende Kanonenschüsse das Zeichen zum Beginn der Corso=Mundsfahrt gaben, verließ er die Steinbank, auf der er sich niedergelassen, und schritt mechanisch in das Menschengewühl hinein, unter dem seine hohe, hagere Gestalt fast das Aussehen eines Nachtwandlers hatte und in den zufällig an ihm vorübergleitenden Blicken die Frage zu wecken schien: Was er hier zu thun hatte unter dieser lachenden, schwatzenden, dem Genuß des Augenblicks hingeebenen Menge?

Die Schlagworte: Sinnentaumel, Genuß, Vergessenheit, die unter diesem lärmenden Haufen als einzige Devise galten, hatte er sie jemals gekannt?

Der kühle Blick der stahlgrauen Augen, die streng zusammengefaßten Mienen sagten nichts davon. — —

Aus den glänzenden Wagenreihen biegt ein besonders prächtiges Gespann ab, um vor dem fahnenengeschmückten Musikzelte stillzuhalten. In den teppichbehängten Rückkissen, ein mächtiges Orchideen-Bouquet auf den Knien, ruht eine Frau, der sich im Nu, wie auf ein gemeinsam empfangenes Signal, Aller Blicke zuwenden.

Es ist die Baronin Mahnau, eine jener Erscheinungen, die in ihrer dreisten und provozirenden Schönheit von der Natur selbst in dem einen oder dem anderen Sinne für die Deffentlichkeit bestimmt scheinen.

Um den offenen Wagen der Pionne des Tages hat sich ein Kreis von Verehrern gebildet. Sie nickt dem Einen, wirft dem Andern einen von Niemandem, als dem er eben galt, erhaschten Streifblick zu, spendet hier ein vieldeutiges Wort, dort ein geschmeidiges Lächeln.

Als die Musik verstummt und der Wagen sich wieder in Bewegung setzt, tritt unter all' den von Ordenssternen funkelnden Uniformen nicht eine von dem offenen Schlag zurück, die im Zweifel darüber wäre, daß ihr allein die Gunst der vielummorbenen Schönen galt, daß ihre Nebenbuhler links und rechts ihr bloß zur Folie dienen.

Nur der blonde Dandy glaubt sie durchschaut zu haben. Bei Maria und Josef! schwört er sich zu, von

heute an soll es ihr nicht mehr gelingen, ihn am Narrenseil herumzuführen!

Von wo zum Teufel, fährt er zähneknirschend in seinen Beobachtungen fort, stammt der Orchideen-Strauß her, der sein Kamelien-Bouquet, mit dem er sich heute erst bei seinem Rendezvous eingeführt hatte, bei weitem überstrahlt?

Lächelnd setzt die schöne Baronin ihren Triumphzug fort. Sie ist mit sich zufrieden. Das Kapital, das ihr heutiger Luxus verschlungen hat — die englischen Nagepferde, der gepuderte, von Gold und Purpur strotzende Josef der den Prachtanblick der goldbraunen Kenner noch erhöht, die beide genau dieselbe Nuance, denselben zierlichen Gliederbau zeigen, endlich ihre eigene Pariser Toilette — verfehlte seine Wirkung nicht. Mehr denn je hat sie gezündet. Was sich nur von den Kavaliern der Gesellschaft an Rang und Adel hervorthut, von dem ältesten Veteranen, wie dem fast 80 jährigen Fürsten Künsley, bis zu dem jüngsten, dem Grafen Rosen, dem reichsten Erben des Landes, zieht heute an ihrem Triumphwagen. Der arme junge Graf! — blond und blutjung. Seine Kameraden nennen ihn spöttisch „den Schwärmer, den Poeten!“ — In weit tollerem Staccato als dort die Regimentsmusik es eben zur Feier des Tages aufspielt, jagt ihm das Blut durch die Adern. Er hat ihr, als sie eben an ihm vorüberfuhr, den niedergefallenen Handschuh aufheben dürfen.

Wie ein Pfeil war „der blonde Tancred“ von seinem

Seite aufgeschneilt, als ihr Gefährt von Neuem um das Musizelt bog und ihr feines Profil sich, wie inarmor gemeißelt, von der schwarzen Fichtenwand abhob. Auch sie wandte den Kopf, um den sich die rothen Löckchen wie Schlangen hin und her ringelten, langsam suchend herum. Jetzt hat sie ihn gefunden! Mit einer unmerklichen Bewegung ihres Fächers winkt sie ihm zu und ihr Handschuh fällt wie zufällig zur Erde.

Die losen Löckchen über der Stirn, das grelle Atlasgewand, das sich ihr knapp um die Glieder schmiegt, das Bologneser Hündchen, das ihr mit seiner rosigten Schnauze die vom Handschuh entblößte Hand leckt, Alles an ihr bis auf die schlanken Füße, die nachlässig ausgestreckt auf dem Teppich ruhen, athmet Lebenslust, Sinnenreiz.

Da beugt sie sich nach dem Handschuh; schmeichelnd berührt ihre Hand die feinige, verheißend senkt sie ihr schmachtendes Auge zu ihm nieder und flüstert ihm etwas ins Ohr.

Trunkenen Blickes steht der junge Lieutenant und starrt dem fortrollenden Wagen nach; fast versagen ihm die Kniee. Er hört nicht, wie der alte Koué, der Husaren-Offizier des R. . schen Regiments, mit einem schielenden Seitenblick auflacht: „Ein verbrannter Schmetterling mehr; Tod und Teufel, die versteht sich auf ihre Sache!“ Er sieht auch nicht, wie ein hagerer, in einen unscheinbaren Reise-Anzug gehüllter Mann sich neben ihm niedersetzt und ihn mit einem Gemisch von Mitleid und Ironie betrachtet. Er hört nur ihre Stimme, die noch

in seinem Innern nachhallt; er sieht nur die halboffene Orchideen-Blüthe, die, einen zusammengefalteten Papierstreifen im Kelch, zwischen den Naderspuren liegt. Hastig hebt er sie auf und steckt sie zu sich.

\* \* \*

Es mochten zwei oder drei Tage nach der Galasahrt der Haute volée verstrichen sein, als die Zeitungen von W. . . eine Notiz brachten, die in jener ein nicht geringes Aufsehen erregte: „Der junge Graf Rosen, Lieutenant im dritten Husaren-Regiment, ist gestern in einem Pistolen-Rencontre mit Oberst Hennings desselben Regiments gefallen. Das Duell fand im Hirschpark statt. Dem on dit gemäß entsprang die Ursache der Entzweiung aus Nebenbuhlerschaft um die Gunst einer vielumworbeneu Dame — einer interessanten Abenteurerin, deren Ehrgeiz nicht die Tugendrose anstrebte. Der Fall ist für die Kreise der Klerikal-feudalen Adelspartei um so peinlicher, als der junge Graf Rosen bereits mit der Fürstin Dürenstein verlobt war. Ein tragischer Zufall wollte, daß die junge Fürstin der Wahre begegnete, als diese eben das Thor des gräflichen Palastes erreichte. Nach einer erschütternden Scene, so heißt es, wäre die bedauernswürdige Braut in einen opheliaähnlichen Zustand verfallen und nicht mehr von dem Sarge ihres Verlobten wegzubringen. Oberst Hennings hat sich der Strafe durch die Flucht entzogen.“

„Sie haben,“ wandte sich einer der Herren an der Table d'hôte zu seinem Nachbar, dem Baron Feldern,

indem er ein Abendblatt aus der Tasche zog, „den Flüchtling endlich gefangen. Sie werden doch von der Affaire des Grafen gehört haben?“

Ein nervöses Zucken fuhr dem Angeredeten um die farblosen Lippen. Er hatte allerdings von der Affaire gehört. Er glaubte den Sachverhalt besser zu kennen, ihren wahren, nur von den Wenigsten geahnten Zusammenhang genauer zu übersehen, als sonst irgend Jemand. Er hätte zur Ergänzung der vielfach an der Tafel sich kreuzenden Fragen und Antworten eine Geschichte, und zwar die Geschichte seiner eignen Vergangenheit erzählen können.

Eine endlose Kette von theuer bezahlten Täuschungen, Aergernissen und Mißgeschicken zog jetzt an seinem inneren Auge vorüber.

\* \* \*

Er sah sich wieder als hoffnungsfrohen, kaum erst in das Mannesalter tretenden Jüngling, im Begriff, die Universität zu verlassen und sich dem Staatsdienst zu widmen. Unter der Hegide des Ministers R. . . , eines Freundes seines Vaters, eröffnete sich ihm eine seinen glänzenden Fähigkeiten und umfassendem Wissen entsprechende, ja eine Zukunft verheißende Laufbahn.

Es war etwa drei oder vier Wochen nach der ehrenvoll erledigten Prüfung des angehenden Doktors der Philosophie und Alterthumskunde, als im Highlife von W. . . eine junge Dame auftauchte, die durch ihre ungewöhnliche Schönheit ein nicht geringes Aufsehen erregte.

Sie nannte sich Baronesse van Leen, brachte hohe Empfehlungen mit und war von allem Glanz eines bis zur Ueppigkeit getriebenen Luxus umgeben. Trotzdem gelang es ihr nicht, in den exklusiveren Schichten der Aristokratie Aufnahme zu finden. Desto verschwenderischer war die elegante Herrenwelt mit den Huldigungen, die sie der reizenden Fremden zu Füßen legte.

\* \* \*

Die Professoren der Universität von W... hatten sich nie eines strebsameren Elèves zu rühmen gehabt als Octave's von Feldern. Dem üblichen Brauch zum Trotz gehörte er von dem ersten Semester an zu den täglich in dem College erscheinenden Hörern. Abends nach einem kurzen, den Anforderungen der Geselligkeit gewidmeten Intermezzo konnten seine Kollegen sicher sein, ihn bis in die Nacht hinein über Folianten und Scripturen gebeugt in seiner „Fauststube“ anzutreffen.

War dieses systematisch betriebene Studienleben eines Mitgliedes der W...er Studentenschaft in dem ersten, dem sogenannten „Trink- und Kauf-Semester“, ein Vorkommniß der ungewöhnlichsten Art, so durfte der Umstand, daß der junge Baron sich trotzdem der allgemeinen Sympathie seiner Genossen erfreute, als zweite noch überraschendere Ausnahme in dem sonstigen Habitus des W...er Studentenlebens gelten. Eine Thatsache war, daß selbst die ausgelassensten Corps-Brüder der „Germania“, deren Mitglied Octave seit Beginn seiner akademischen Laufbahn gewesen war, während eines durch

Sahre sich fortspinnenden täglichen Verkehrs es nie versucht hatten, ihn einen „Bedanten“ oder „Duckmäuser“ zu nennen, oder sich über seine asketische Lebensweise lustig zu machen.

Vielen, die für den stillen Kollegen eine Vorliebe gefaßt, war es daher ein unvorhergesehener Schlag, als sich plötzlich die Nachricht verbreitete, Baron Feldern werde die fremde Abenteurerin heirathen und mit ihr seine Vaterstadt verlassen. Was für Zaubermittel hatte „die rothe Fexe“, wie das Fräulein van Leen kurzweg in den Studentenkreisen genannt wurde, angewendet? Etwa einen jener Liebestränke, von denen Sagen und Dichtung erzählen, um Feldern, den vernünftigsten Burschen von der Welt, zu solch' einer Thorheit zu treiben? Dem einheimischen Adel, unter dem die Feldern selbst eine hervorragende Stellung einnahmen, den Fehdehandschuh hinwerfen — bezeichnete doch der größte Theil seiner Verwandtschaft die bevorstehende Verbindung Octave's mit der soi-disant Baronesse als eine nicht nur ihn, sondern Alles, was zur Sippschaft der Feldern zählte, compromittirende Mesalliance — seine Zukunft, die Sympathien, die er höhernorts besaß, Alles auf das Spiel setzen um eine van Leen, um eine ausgemachte Kofette, wenn nicht Schlimmeres!

Aus Octave selbst war über sein Verhältniß zur schönen Fremden nichts herauszubringen. Sprach man in seiner Gegenwart von den nicht immer vortheilhaften Gerüchten, die über das Fräulein van Leen im Umlauf

waren, so hüllte er sich in ein hartnäckiges Schweigen oder er zuckte gleichmüthig die Achsel und erwiderte: „An ein junges und so schönes Mädchen, das allein in der Welt stehe, wage sich eben die Giftschlange der Verleumdung um so lieber, als sie nicht nur mit dem Neid der Minderbegünstigten ihres eigenen Geschlechts zu kämpfen hätte, sondern ebenso sehr mit den Umtrieben zurückgewiesener Verehrer, die sich in ihrer Rechnung getäuscht sahen und zu der in solchem Falle naheliegenden Vergeltung griffen.“

Wollte er Andere täuschen oder war er selbst der Getäuschte?

Kurz nach ihrer Ankunft in W... hatte Feldern Isabella auf einem Jockey-Club-Diner kennen gelernt, unter der nominellen Obhut einer Verwandten, die aber ihrer angeblichen Schutzbefohlenen gegenüber eine ziemlich untergeordnete Stellung einnahm. Den Aussagen nach, die das Fräulein van Leen selbst über sich und ihre persönlichen Verhältnisse ertheilte, war ihre Begleiterin die Schwester ihrer verstorbenen Mutter, welche ihr die Waise auf ihrem Sterbebett anvertraut hatte.

Ihre Heimath, als solche führte die Baronesse ein belgisches Provinzialstädtchen an, hätte sie gesundheitshalber und auf Anrathen der Aerzte verlassen.

„Gesundheitshalber?“ lautete die erstaunte Frage ihres Bewerbers, als Isabella diesem zum ersten Male in kurzen Worten das Resumé ihrer Lebensgeschichte mittheilte.

„Ja wohl, gesundheitshalber!“ wiederholte die junge Dame, die, während dies Gespräch zwischen ihr und Octave stattfand, ein offenes Wägelchen mit amazonenhafter Geschicklichkeit lenkte und unter tausend bizarren Wendungen bald hier, bald dorthin durch die labyrinthischen Laubgänge des Hirschartes irren ließ.

Feldern lachte hell auf. „Du willst mich, wie ich sehe, zum Besten haben, Bella!“

„Ich Dich zum Besten haben? Octave!“

Nie im Leben glaubte er eine berückendere, einschmeichelndere Stimme gehört zu haben.

„Es war ein Nervenleiden, gegen das mir die Aerzte Luftveränderung empfohlen hatten.“

Unfähig, in die Sprache dieser großen, schwarzen Augen, wenn Isabella, wie sie es eben that, den Blick halb schmollend, halb tändelnd zu ihm aufschlug, den mindesten Zweifel zu setzen, hörte Octave ihr zu. Nicht nur die Krankheitsgeschichte, die sie ihm mit ihren rosigen Lippen erzählte, Alles in der Welt hätte sie ihn glauben gemacht.

Während die wohlwollenden Kameraden sich noch damit trösteten, die absurde Heiraths-Idee Feldern's werde sich als bloße „Ente“ erweisen, das heißt als eines jener aus der Luft gegriffenen Stadtgespräche, die in der unterhaltungsbedürftigen Gesellschaft von W... nicht weniger als anderswo aufzutauchen pflegten, machte Feldern selbst allen Zweifeln und Fragen ein Ende.

Eines Tages brachte der „Städtische Anzeiger“ unter  
Im Banne der Schmach.

den lokalen Nachrichten ein fettgedrucktes, breit umrandetes  
Inserat des Inhalts:

„Octave Baron Feldern  
Isabella Baronin van Leen  
Verlobte.“

Von dem Augenblick an, wo die Bekanntmachung seiner Verlobung im „Städtischen Anzeiger“ erschienen war, umwölkte sich der zuvor so strahlende Liebeshimmel des Baron Feldern. Kein Tag verging, der ihm nicht außer den üblichen Beglückwünschungen zu seiner Verlobung eine Anzahl meist anonymer Briefe brachte, letztere voll von Warnungen und an diese geknüpft Enthüllungen über die Vergangenheit der Baronesse van Leen.

„Skandalgeschichten aus den Memoiren der Halbwelt — Verleumdungen zurückgewiesener Anbeter,“ rechtfertigte sich Isabella, wenn der eine oder der andere jener Briefe ihr in die Hände fiel und Octave sich vergeblich bemühte, vor ihr den Unmuth zu verbergen, den sie ihm einflößten und die ihm sein Glück vergällten.

Denn, wie sich auch Octave und seine schöne Braut den Anschein gaben, über das Urtheil der Menge erhaben zu sein — die fortgesetzten Angriffe ließen doch einen Stachel zurück, der das Brautpaar, obwohl aus verschiedenen Ursachen, zur Beschleunigung der Hochzeit trieb. Nicht minder begegneten sich Beide in dem Wunsche, W... nach vollzogener Trauung unverzüglich zu verlassen; Isabella, weil sie auf so vulkanischem Boden für das Bestehen ihres Glückes fürchtete, Feldern sowohl in Folge

der Spannung, die zwischen ihm und seinen Angehörigen eingetreten war, als auch der gescheiterten Aussicht auf eine glänzende Anstellung, die von dem Minister, seinem früheren Protektor, plötzlich ihm entzogen und einem zuvor wenig beachteten Anwalt übertragen ward.

Endlich der immer wieder sich heranschleichenden Stichelreden müde und durch den Tod seines Vaters reich und unabhängig gemacht, beschloß er, mit seiner jungen Frau das Land seiner Träume, Italien, aufzusuchen.

Mit lebhafter Freude begrüßte Isabella Octave's Reisepläne. O, sie kannte Italien, sie hatte während ihres Nervenleidens ein paar Jahre dort verlebt, sie wollte sein Cicerone sein, und nicht nur Italien, auch Frankreich kannte sie, die Welt, das Leben, Alles, Alles war ihr vertraut, der seltsamen Frau, die kindlich bezauberndes Wesen mit dem Scharfblick, der Lebensgewandtheit einer erfahrenen Welt dame verband.

Unmittelbar nach der Trauung in der lutherisch-protestantischen Gemeinde entführte der bereit gehaltene Wagen sie auf den Bahnhof. Paris, London, die Schweiz, Italien und die Rundfahrt beschließend ein Winteraufenthalt in Neapel war in den weitesten Umrissen der Reiseplan der Neuvermählten.

\* \* \*

Ein halbes Jahr war vergangen. Reisemüde, hatten die jungen Gatten ihre Winter-Residenz in Neapel aufgesucht, wo schon im voraus eine Wohnung im „Albergo Reale“ bestellt war.

Am frühen Nachmittag brachte der Hotelwagen die von dem schwarzbefrachten Espalier der Dienerschaft feierlich bewillkommenen Gäste.

Erregt, nervös und ermüdet, zog Isabella sich in ihr Schlafgemach zurück, um, ihrer Gewohnheit nach, aus diesem erst zur Table d'hôte wie Anadyomene, „die Meer-Entstiegene“, in erhöhter Schönheit wieder aufzutauchen. Dem Gatten reizend oder liebenswürdig zu erscheinen, gab sie sich keine Mühe mehr, der brauchte nicht täglich mehr erobert zu werden, mußte ausharren und sich an leibliches und geistiges Negligé gewöhnen. „Sieh, daß wir eine Loge für die Oper bekommen, die langen Abende in den vier Wänden eines leeren Hotel-Salons zuzubringen, fangen an, mir unerträglich zu werden,“ war das Einzige, was ihr Rosenmund ihm nach einem stundenlangen Schmollen zu sagen hatte.

Wenn es etwas gab, das Octave den Gleichmuth rauben, ihn bis zur Feigheit treiben konnte, so war es die Furcht vor Scenen. Er hielt es daher für das Beste, Isabella ihrer Siesta zu überlassen, und griff nach seinem Hut, indem er versprach, ihrem Wunsche gemäß für zwei Opernbillets Sorge zu tragen.

Ohne auf die Frage des Portiers zu achten, ob der Herr Baron nicht auch seine Appartements in Augenschein nehmen wolle, wandte er sich dem Ausgange zu und gelangte, in der Mißstimmung, die ihn seit Langem schon beherrschte, weder links noch rechts blickend, an den Quai von St. Lucia.

Aufathmend blickt er um sich.

Das gewaltige Rauschen des Meeres, die schwarz und weiß schäumende Brandung, die sich an dem finsternen Castel dell' Oro brach, die Sonne, die über den Golf hinstrahlte — Alles schien seines Trübsinnes zu spotten, so groß, so befreiend that sich das ungeheuere Meerbild vor ihm auf und gemahnte ihn erst wieder daran, daß er in Neapel war, dem lang ersehnten Ziele seiner Wünsche. Nicht üppiger, nicht farbenreicher hätte er es sich träumen können.

Hier das schäumende, in Sonne getauchte Wasserbecken, dort die glühende Rauchsäule, die der Vesuv aus seinem grollenden Schooße aufwarf, zwischen dem weiß rollenden Meere hier und den schwarzen Bergmassen dort — ein Paradies — die Stadt mit ihren weißen und rothen Palastfacaden, den in Feuer getauchten Säulen und Kirchenkuppeln.

\* \* \*

Ueber den Molo und die umliegende Chiaja ragte der Riesenbau des Theaters von San Carlo ihm einladend entgegen. „Heute zum neunten Male: 'Die neue Armida.' Oper in fünf Acten“ las er auf einem neben ihm aufragenden Anschlagzettel. Dem Titel der für den Abend angekündigten Oper folgte das Personenverzeichnis der Mitwirkenden. Unter diesen war am Schlusse der Signor Baldassare als Dirigent genannt. Der Name fesselte Octave's Aufmerksamkeit. Professor Baldassare hatte vor einigen Jahren als Impresario der italienischen

Stagione die Saison in W... verlebt. Zufällig war Feldern mit ihm bekannt geworden, sogar in die Lage gekommen, ihm Gefälligkeiten zu erweisen. Endlich hatte er sich als Musikfreund mit dem genialen Meister näher befreundet.

Seit Langem schon, besonders auf seiner Tour durch Italien, verfolgte ihn in allen Journalen die Schilderung der Triumphe, des phänomenalen Erfolges der „Neuen Armida“. Um so bereitwilliger schritt Feldern daher an die Erfüllung des ihm von Isabella anempfohlenen Wunsches, dessen Nichtberücksichtigung, wie er bereits aus Erfahrung wußte, das Barometer ihrer Laune auf Sturm gebracht haben würde.

„Alle Logen auf Wochen hinaus vergriffen, Signor, bedauere sehr!“ entgegnete der Cassirer hinter seinem Drahttisch mit Achselzucken auf Octave's Ersuchen, ihm eine Loge für den Abend zu geben.

Trotz der abschlägigen Antwort an der Cassé beschloß Feldern indessen, auf seine alte Bekanntschaft mit dem Dirigenten bauend, noch bei Baldassare selbst sein Glück zu versuchen. Ein paar Lire, die er dem draußen vor dem Portal auf und abschreitenden Portier in die Hand drückte, verfehlten ihre Wirkung nicht. Wie er es nicht anders erwartet, sah Octave sich nach dem glücklich eroberten Zutritt in die Theaterkanzlei von dem Dirigenten mit offenen Armen empfangen. Als er ihm aber sein Ansuchen vortrug, schüttelte Meister Baldassare abwehrend den Kopf.

„Caro amico“, rief Baldassare mit jenem Aufwand von Mimik, der die Kinder des alten Vesuvius und seines vulkanischen Bodens kennzeichnet. „Sie verlangen da nicht mehr und nicht weniger als einen abermaligen Anbau unseres wahrlich schon labyrinthisch genug gearteten Kolosses von San Carlo! Ist das Haus einmal ausverkauft, so hat, wie Sie wissen werden, selbst der Director kein Machtwort übrig. Für diesmal übrigens wäre dennoch Rath zu schaffen. Ja, ja, mein Lieber. Sie sollen meine eigene Loge haben! Ich für meinen Theil werde Sie wenig stören. Ich habe heute das Orchester allein zu dirigiren, da mein Colleague Urlaub hat, und werde nur in den Zwischenacten ein oder das andere Mal erscheinen, um Ihrer Frau, wie Fama sagt ein Phänomen von Anmuth und Grazie, meine Aufwartung zu machen.“

Damit wandte sich der Dirigent der bereits seiner harrenden Debutantin, der Armida, zu, entschuldigte sich bei dem Baron der dringenden Probe wegen und schärfte auf den von Octave geäußerten Wunsch dem Bedienten ein, dem Signore bei einem Rundgang durch die Innenräume von San Carlo als Führer zu dienen.

Als Feldern bei eintretender Dämmerung in das „Albergo Reale“ zurückkehrte, wollte der Zufall, daß er in dem bereits dunkelnden Vestibule auf ein hastig von der entgegengesetzten Seite vorschreitendes Individuum stieß, das bei dem unberhofften Aufeinanderprall mit einem halb unterdrückten Ausruf des Unmuths gegen die Thür zurückwich. In demselben Augenblick ergoß sich das grelle

Licht der Gaslampen, die eben im Corridor angezündet wurden, durch den finsternen Raum und ließ eine Gestalt aus dem Schatten treten, die dem Baron nicht fremd war.

Der lauernde Blick der kleinen, unter buschigen Brauen vergrabenen Augen, die gedunsenen Züge, das künstliche Schwarz des überwäßig wuchernden Bartes, die Haltung, die Gesten der corpulenten Figur, Alles kennzeichnete den Roué, den Bonvivant.

Während ihres Aufenthaltes in Paris war Monsieur Lahon, der als Couplets- und Operettendichter in dem Théâtre des Folies und dessen groteskem Genre entsprechenden Künstlerkreisen eine gewisse Rolle spielte, täglich Isabella's Tischnachbar an der Table d'hôte gewesen, hatte der schönen Frau in auffälliger Weise den Hof gemacht und war von ihr ebenso auffällig begünstigt worden.

Trotz Octave's Abneigung und seines wiederholt ausgesprochenen Wunsches, einen ihrer Stellung in der Gesellschaft sowohl als ihrer persönlichen Würde so wenig angemessenen Verkehr abzubrechen, blieb Lahon an der Table d'hôte wie auf der Promenade der stete Begleiter seiner Frau.

Lahon war so unterhaltend, er brachte immer gleich fröhliche Gesellen mit, wußte so anregend zu erzählen. Endlich sah Feldern sich genöthigt, mit Isabella trotz deren heftigen Widerspruches abzureisen, um nicht am Ende selbst der Held des neuesten Skandals zu werden.

Während der ebenso unsanften als unbeabsichtigten Begegnung kreuzten sich unwillkürlich die Blicke der beiden Männer.

„Der Baron Feldern! In der That!“ rief der Franzose und streckte Octave mit aufdringlicher Vertraulichkeit beide Hände entgegen.

Dieser aber schien die beabsichtigte Begrüßung nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen.

„Es scheint, daß Sie mich trotz unseres täglichen Verkehrs in Paris nicht wieder erkennen.“

„O doch! Das Zusammentreffen mit Ihnen wird mir sogar noch lange im Gedächtniß bleiben.“

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen,“ entgegnete Lahon, der seine ins Leere gestreckten Hände allmählich wieder in den Rocktaschen vergrub; „doch könnte ich mich beleidigt fühlen. Indessen hat Ihre reizende Gemahlin mich mit einer Liebenswürdigkeit empfangen, die Alles wieder gut macht.“

Nach diesem mit herausforderndem Ton von der einen, mit erzwungener Ruhe von der anderen Seite geführten Zwiegespräch war Lahon, etwas von „Ehrenbeleidigung“ und „Rechtfertigung“ zwischen den Zähnen murmelnd, davongeeilt. Mit einem Unbehagen, dessen er vergebens Herr zu werden suchte, wandte sich Octave dagegen dem Stiegengang zu, der in Isabella's Schlafgemach führte.

Da, als er eben im Begriff war, die Thür zu öffnen, schimmerte ihm dicht an dem einen Pfeiler derselben ein Papierstreifen entgegen. Hastig bückte er sich danach.

Es war nur eine leere Hülle, ein achtlos weggeworfenes, halbzerrißenes Couvert, darauf Lahon's Adresse von Isabella's Handschrift.

Als Octave, anscheinend ebenso gefaßt, wie er draußen dem Franzosen begegnet war, bei seiner Gemahlin eintrat, verrieth sich in Isabella's Aussehen, wie sehr sie sich auch bemühte, unbefangen zu erscheinen, eine nur um so auffälligere Verwirrung. Ihr reiches Haar war aufgelöst, ihre Wangen glühten in einem fieberhaften Glanze.

„Du siehst verstört aus, was ist Dir begegnet?“ frug Octave, welcher, die Arme über der Brust gekreuzt, vor ihr stehen blieb.

„Ich sehe eben wie Jemand aus, der rücksichtslos im Schlafe gestört wurde,“ lautete die in trotzigem Tone hingeworfene Antwort.

„Im Schlafe gestört“ — unwillkürlich, kaum daß er es sich selbst bewußt war, wiederholte Octave ihre Worte. Die unberührten Polster des von weißem Mull umhüllten Himmelbettes, sowie das aufgeregte Mienenspiel in Isabella's Zügen kennzeichneten ihm ihre Entgegnung nur zu deutlich als eine leere Ausflucht.

„Du hast nicht geschlafen, es war Besuch hier!“

„Besuch? Der mag in Deiner Phantasie gespukt haben. Hier war Niemand.“

Gähmend trat Isabella an ihren Puztisch.

„Nur in meiner Phantasie? Ich habe soeben draußen eine, ich gestehe es, mir wenig zusagende Begegnung gehabt; und wenn Du auch dieses mein Zusammentreffen

mit Herrn Lahon im Vestibule unseres Hotels für ein Spiel meiner Einbildungskraft erklären willst, so kannst Du doch Deine Handschrift nicht leugnen!“

„Ich leugne gar nichts!“ entgegnete Isabella, und um ihren Mund spielte ein cynisches Lachen. „Im Gegentheil, ich gestehe, daß ich Lahon hierher berief, weil ich mich langweile. Ich will,“ fügte sie in einem gedehnten Tone hinzu, „das Klausnerleben, das nicht Jedermanns Sache ist und zu dem ich mich schon zu lange verurtheilt sah, so nicht länger ertragen!“

Isabella hatte eine Menge Tiegel und Flacons um sich gebreitet und begann, mit der herbeigerufenen Kammerfrau plaudernd, als wäre nichts geschehen, ihre Toilette zu ordnen.

Mit einem Gemisch von Grauen und Widerwillen, das in diesem Augenblick selbst ihre schöne Erscheinung nicht zu dämpfen vermochte, maß Octave seine Frau vom Scheitel bis zur Sohle.

In dem flimmernden Glanz ihrer Augen, in dem leisen Beben der Nasenflügel, in dem verhaltenen Zucken, das ihr um den Mund fuhr, sah er einen falschen, heimtückischen Zug, den er früher nie an ihr wahrgenommen — einen Zug, für den ihm in seiner eigenen Sprache der Ausdruck fehlte. Er suchte nach diesem Ausdruck; „quelque chose de canaille“, flüsterte er als Antwort in sich hinein.

Mit dem Forscherblick des Anatomen, der den Gegenstand seiner Untersuchung bis in seine innersten Fasern

zu durchdringen strebt, rief Feldern sich Isabella's Benehmen von ihrer ersten Begegnung bis zu diesem Augenblick ins Gedächtniß. Mit unerbittlicher Logik reihte er die Geschehnisse an einander. Je schärfer er sich Rechenschaft gab, desto klarer ward es ihm. Sie hatte unausgesetzt, von der ersten Stunde an, nur ihr Spiel mit ihm getrieben; sei es, um sich einer momentanen Verlegenheit etwa erschöpfter Geldquellen zu entziehen, sei es, um seinen ehrlichen Namen, um sein makellofes Wappenschild über eine dunkle, vielleicht schmutzige Vergangenheit zu breiten. Wie ein Opiumtrinker, der, um nicht zu dem Bewußtsein seines tödtlichen Rausches zu kommen, diesen erneuert, so oft er ihm zu entfliehen droht, hatte er gehandelt, fuhr Octave in seinem trüben Selbstgespräch fort, indem er mit einer Art Wollust zuerst über sich selbst das Urtheil sprach. Er durfte das Schicksal nicht anklagen; an Warnungen hatte es ihm nicht gefehlt. Er hatte Niemand der Schuld zu zeihen, Niemand als sich selbst und seinem blinden, tollen Rausch, aus dem ihn nun die Schande aufrüttelte, zu welcher einem Erwachen, zu welcher einer Art von Dasein!

Vergebens suchte er sich in dieses Dasein einen neuen Inhalt zu denken.

Mitten in seine brütenden Gedanken tönte es wie Perchentriller. Zwei üppige Armé legten sich um seinen Nacken.

„Ich bin zur Table d'hôte bereit. Aber wo ist meine Loge? Du hast sie doch nicht vergessen?“ sicherte, koste

und neckte es zugleich mit jener einschmeichelnden Stimme, die ihn sonst bis zur Willenlosigkeit erweicht und hingegriffen hatte. Aber der Zauber war gebrochen. Schweigend entzog Octave sich den Liebfosungen des in der Ueppigkeit einer Ceres vor ihm stehenden Weibes und deutete auf den Spiegeltisch, wo die beiden Opern-Billete lagen.

Der zweite Aufzug der „Neuen Armida“ war vorüber. Unter dem lauten Applaus des Publicums rauschte der Vorhang nieder.

Da, als sich der während des Bühnenspiels verdunkelte Zuschauerraum in dem flimmernden Glanz des Kronleuchters wieder erhellte, richteten sich unter einem Gemurmel der Bewunderung die Operngläser der Theater-Habitués auf eine Loge im ersten Range, wo eben eine Frau hereinrauschte, die aus dem matten Spitzendust ihrer Gewänder schön wie ein Märchen hervor sah.

Lächelnd und leise flüsternd wandte sie sich ihrem Cavalier zu, einem schlanken, kaum erst den Jünglingsjahren entwachsenen Manne.

Beranlaßte das Anstarren der Menge, oder der Silen nebenan — denn fast gleichzeitig war die Lockenmähne des Pariser Operetten-Dichters in der Nachbarloge aufgetaucht, und seine Blicke schienen die schöne Frau verschlingen zu wollen — oder die aus dem Allen entspringende Eifersucht des Gatten Gene, sich plötzlich zu erheben und in die dunkelste Ecke ihrer Loge zurückzuziehen?

„Maestro Baldassare,“ unterbrach die schnarrende

Stimme des Theaterdieners die mit Lahon's Erscheinen eingetretene Schwüle in der Loge des Dirigenten.

Bei der Nennung des Namens verbarg Isabella ihr heiß aufglühendes Antlitz hinter dem Fächer. Fast dem anmeldenden Diener zuvorkommend, erschien die bereits welcke Gestalt eines Mannes mit verwitterten, scharf vorspringenden Zügen, die indessen in ihrer bizarren Häßlichkeit eines gewissen Reizes nicht entbehrten. Die tiefliegenden, finsterblickenden Augen, die schwarzen, negerartig krausen Haare, die von der niederen, stark markirten Stirn auf die schlaff und haltlos abfallenden Schultern hingen, Alles bis auf den wenig gepflegten Anzug kennzeichnete an dem Maestro den Neapolitaner echten Schlages. Seinem alten Freunde und dessen junger reizender Frau eine Artigkeit zu bezeigen, bewillkommnete Baldassare die Letztere mit der Uebergabe eines Blumen schmuckes, wie der reiche Boden, dem seine Prachtfeldche und Blattgewinde entstammten, ihn nicht üppiger hervorbringen konnte.

Der einzige Dank aber, der dem Maestro für die seinem schönen Gast gebrachte Huldigung zu Theil ward, bestand in einer stummen Neigung des in einer geheimnißvollen Weise herabgebeugten, hartnädig hinter dem breiten Straußenfächer verborgenen und von diesem beschatteten Hauptes.

Durch den kühlen Empfang, der ihm von der schönen Frau zu Theil ward, in Verlegenheit gesetzt, bemühte Baldassare sich vergebens, ein Gespräch in Gang zu bringen.

Da erschien von Neuem, in Schweiß gebadet, das Gesicht des Dieners in der Thür, der ihm besorgt zurief: „Das Publicum fange an ungeduldig zu werden; wenn er es noch länger warten ließe, so würde es Erzeffe geben.“

„So weit ich im Dunkel der Loge wahrnehmen konnte,“ flüsterte der Dirigent dem Baron zu, der ihn in den Corridor hinaus begleitete, „so ist das Glück Ihnen gut gewesen. An Gestalt und Haltung eine Göttin — wenn nicht zu sehr Göttin!“

„O, und tugendhaft!“ entgegnete Feldern mit einem Lachen, das den Andern erstaunt ausblicken ließ, so wenig paßte es in seinem cynischen Ton zu dem Eindruck von der Persönlichkeit des Barons, wie diese ihm sonst erschienen war, wie sie ihm aus seinen Reminiscenzen vor schwebte: verschlossen, fast schüchtern, selbst unter Männern, wo sich doch sonst Jeder ein freies Wort erlaubt, bis zur Brüderie geneigt, jeden nur an Frivolität streifenden Ausdruck zu meiden. Wie Octave's Verhalten es bewies, war er von dem Eindruck seiner seltsamen Worte auf den Professor wenig gewahr geworden. „Auf mein Gewissen, noch tugendhafter als schön,“ fuhr er in demselben Tone fort, „ich gehe jede Wette ein, daß, wenn der heilige Geist selbst sich ihr in Engels- oder Taubengestalt näherte, er nicht einmal ihre Fingerspitzen berühren dürfte ohne meine Einwilligung.“

„Capristi, wald' eine Sprache!“ sagte der Andere und lachte ebenfalls.

Aber ein flüchtiger, nicht ganz von Malice freier

Blick aus dem Falkengesicht des Italieners glitt dabei über Feldern's Züge — ein Blick, der seinen Gedanken verrieth: „Ein gewagter Vergleich das, zumal aus dem Munde eines Mannes, den man nicht nur unter leichtblütigem Volk wie unsereins als einen Tugendspiegel und Pedanten von Profession zu verschreien pflegte!“

\* \* \*

Raum hatte ihr Gemahl und der Professor die Logenthür hinter sich geschlossen, als Isabella sich hastig mit dem Taschentuch über Stirn und Nacken fuhr, um die kalten Schweißtropfen zu trocknen, die ihr aus allen Poren traten.

Zugleich richtete sie sich aus ihrer gebeugten Stellung auf, als suchte sie selbst jetzt, wo sie mit sich allein war, in ihrer gewohnten, gebietenden und herrischen Miene Schutz vor dem lähmenden Entsetzen, das sich bei Maestro Baldassare's Erscheinen ihrer bemächtigt hatte.

Nachdem sie eine Zeit lang, das Haupt in den Nacken geworfen, unschlüssig und wie mit sich zu Rathe gehend, dagefessen, stand sie auf und trat wie zuvor, bei ihrem Erscheinen, in den Vordergrund der Loge. Für das erneute Gemurmel der Bewunderung, das ihr Anblick unter den Habitués in den angrenzenden Zuschaueräumen erregte, hatte sie auch jetzt nur ein flüchtiges Lächeln. Der Magnet, der von neuem seinen Einfluß zu üben begann und ihre Aufmerksamkeit ablenkte, war der Inhaber der Nachbarloge mit dem bacchusartigen Lockenbau. Ja, so lebhaft vertiefte Isabella sich all-

mählich in das Hin und Wider der Blicke, die sie mit ihrem Gegenüber tauschte, daß sie darüber den Wiedereintritt ihres Gatten überhörte, bis der herabgelassene Bühnen-Vorhang aufging und ihr unwillkürliches Zusammenzucken bei seinem Anblick diesem einen neuen Beleg mehr bot für die Entdeckungen der letzten Stunden.

\* \* \*

Schon seit geraumer Weile ließ sich ein ungeduldiges Rischen, Klusen und Händeklatschen im Parterre vernehmen. Indeß empfing, jenes übertönend, der gewohnte Applaus den beliebten Dirigenten, als Letzterer nach der ungewohnten Verspätung endlich vor seinem erhöhten Pult im Orchester erschien und, während sein Blick den Logenreihen entlang glitt, sich dankend verneigte.

Plötzlich aber war's, als ob ein Schwindel den Maestro erfaßte. Unter dem Aufschrei: „Corpo del diavolo — es ist Venosta!“ sahen die Nächstumstehenden ihn wie nach einer Stütze suchend sich an seinen Lehnsessel klammern und unverwandt nach seiner eigenen, heute der schönen Fremden und ihrem Cavalier überlassenen Loge starren. Erst das erneute Pfeifen und Scharren im Parterre brachte den wie von einer Vision befangenen Mann zur Besinnung. Mechanisch griff er nach seinem Taktstab und gab mit einem pfeifenden Schlag auf die vor ihm ausgebreiteten Notenblätter das Zeichen zum Beginnen. Statt des getragenen Adagio, mit dem er sonst das Zwischenspiel allmählich zu einem gesteigerten Tempo überführte, nöthigte der Dirigent mit seinem stürmischen und

ungewohnten Tempo, daß sich alsbald eine immer heftigere Mißstimmung unter den Zuhörern kundgab.

„Der Maestro,“ hörte man hie und da murmeln, „scheint gegen seine sonstigen guten Gewohnheiten in dem Zwischenact einen Trunk zu viel gethan zu haben.“ Unter dieser gewitterschwülen Stimmung des Hauses war die Vorstellung bis zu einer der glänzendsten Effectscenen vorgeschritten: „Tancred's Befreiung aus Armida's Zauberbann durch Geisterschaaren, die über ihrem Lustgarten erscheinen.“ Als jetzt der Dirigent den Chor der Genien in einem noch haltloseren Impeto herabschmettern ließ, schien er in der That die vorhin laut gewordene Bemerkung nur bestätigen zu wollen.

So war es eine Zeit lang fortgegangen. Von der einen Seite das auffallende Verhalten des Dirigenten, von der anderen die immer unverhohleneren Demonstrationen des Publicums.

Als endlich ein im Chordienst von San Carlo ergrauter Violinist, der zufällig unweit des Professors postirt war, ein Solo abzuspielen hatte, rief dieser dem Meister ein fast durch das ganze Orchester hörbares: „Seid Ihr toll, Signore?“ zu. Vielleicht bin ich es — wer weiß! lautete nicht weniger vernehmlich die mit bebender Stimme zurückgeschleuderte Antwort.

Ueber den seltsamen Austritt hatte man längst vergessen, auf die schöne Frau in der Dirigentenloge zu achten. Nur Einer — ihr Nachbar mit dem mächtigen Lockenbau — ließ sie nicht aus dem Gesicht. Mit unausgesetzter

Aufmerksamkeit und, wie das Funkeln der Kleinen, unter den mächtigen Brauen unstät hervorblickenden Augen es verrieth, mit Behagen, ja mit verhaltenem Triumph beobachtete er Isabella's verrätherisches Mienenspiel.

Auch ihre Haltung hatte sich verändert, ihr Aussehen war ein anderes geworden. Starr, wie aus Wachs gebildet, bog sich ihr Profil vor. Aus den bleichen Wangen deren Schelmengrübchen sonst, selbst wenn sie schwieg, nicht ruhten, aus den blutlosen Lippen war alle Bewegung gewichen. Um so glühender war das Leben in den schwarzen, feuchtschimmernden Augen. Während sie sich durch ihre vorgebeugte Haltung geschickt dem Blicke ihres Gatten entzog, richteten sich diese wie zwei glühende Kohlen auf den Dirigentensitz im Orchester. Es war, als wollte sie Baldassare mit ihrem Blicke durchbohren, um sich zu überzeugen, ob sein bizarres Treiben mit ihrem Erscheinen im Zusammenhang stände oder nicht.

Sein Auge, das immer wieder zur Loge irrte, schien ihr mit der Bejahung irgend einer ihre Furcht erregenden Vermuthung zu drohen.

Mit Isabella zugleich hatte auch Octave seinen vorigen Posten geändert. Aufrecht, hinter ihr, die Hände auf den Rand ihres Sessels gestützt, blieb sein Blick ebenso unverwandt als der ihrige auf dem Dirigenten und dessen seltsamen Benehmen haften.

Während des Zwiegesprächs zwischen jenem und dem Choristen aber beugte Octave sein eingesunkenes, binnen wenigen Stunden um eben so viel Jahre gealtertes Gesicht zu Isabella herab.

„Baldassare,“ fiel seine Stimme ihr hart und schneidend ins Ohr, „ringt wie ein Verzweifelter mit einem Anfall von Schreck oder von Wahnsinn, dessen Ursache, wenn mein Auge mich nicht täuscht, mit unserem oder vielmehr mit Deinem Erscheinen in irgend einem mir unbekanntem Zusammenhang steht. Ich habe genug an dem Allen und bitte Dich, mir zu folgen.“

Zu spät sah Feldern ein, daß er durch seinen Aufbruch, statt der drohenden Katastrophe aus dem Wege zu gehen, diese nur beschleunigt hatte.

In demselben Augenblick, wo Isabella sich erhob, schnellte auch Baldassare von seinem Sitz auf und wankte wie ein Trunkener hinaus, von dem chaotischen tobenden Publicum gefolgt, das draußen noch Zeuge eines Auftritts wurde, der die schon laut gewordene Vermuthung nur bekräftigte.

Vor dem Portal stand der von Sinnesverwirrung erfaßte Maestro zwischen der schönen Fremden und ihrem Cavalier, umklammerte erstere mit beiden Händen, nannte sie mit den süßesten Schmeichelnamen und wollte die sich verzweifelt Wehrende nicht aus den Armen lassen, bis die herbeigerufene Wache sich ins Mittel legte. Erst als diese sich Baldassare's bemächtigte, ihn mit Gewalt wegführte und ein von dem Fremdenpaar bestiegener Mietzwagen jenes ihren Blicken entzog, zerstreute sich die Menge.

\* \* \*

Jedes Aufsehen zu vermeiden, geleitete Octave seine Gattin in ihre Gemächer.

Im Gegensatz zu früheren Szenen war heute die Furcht vor einer solchen an Isabella.

„Bis morgen früh,“ stieß sie, an allen Gliedern zitternd, heraus, als Octave die Thür des Salons hinter ihnen schloß und Isabella sicher war, von Niemand außer ihm gehört zu werden, „verlange ich, mir selbst überlassen zu bleiben. Und wenn ein Galgen vor mir aufgerichtet stünde“ — sie schwieg einen Augenblick, als schnitte die Angst der Verzweiflung, die ihr aus dem entstellten Gesicht sah, ihren Athem ab — „und man mir mit seiner Schlinge drohte, so brächte heute doch Niemand mehr ein Wort aus mir heraus.“

„Hab' ich bisher nicht durch Härte gesündigt, wohl aber durch Güte,“ entgegnete Octave, in dem das Gepräge der Zerrüttung und der Qual in den schönen Zügen seines Weibes wenn nicht einen Rest der erstorbenen Liebe, so doch des Mitleids erregte, „so will ich es auch heute nicht thun, obgleich ich ein Recht dazu hätte. Du bist der Ruhe bedürftig. Ich gehe, Dir die Kammerfrau zu schicken. Morgen aber,“ fügte er hinzu, indem er sich in der Thür noch einmal umwandte, „werde ich Dich um Aufklärungen über Deine Vergangenheit bitten und Dir meine Vorschläge für die Zukunft machen, die Du nach Gutdünken genehmigen oder nicht genehmigen magst!“

„Morgen,“ flüsterte Isabella und sah ihm mit einem funkelnden Blick nach, während seine Schritte draußen im Corridor verhallten. „Morgen!“ Als schleuderte sie eine lastende Kette von sich, dehnte sie ihre Arme, an

denen jeder Muskel von neuer Spannkraft belebt schien, und trat an das Fenster.

Endlich, nachdem sie sich nochmals überzeugt hatte, daß sie von Niemand gesehen und beachtet würde, warf sie ihren weißgefiederten Fächer — es war derselbe, den sie während der Aufführung der „Armida“ in San Carlo bei sich gehabt — auf das Trottoir unter ihrem Schlafgemach. Dort stand in einen weiten Mantel gehüllt eine Männergestalt, deren massive Umrisse sich grell gegen den Laternenpfahl hinter ihr abzeichneten. Mit einer Geschmeidigkeit, die zu der korpulenten Figur einen auffälligen Gegensatz bildete, griff Zener den herabgeworfenen Fächer im Fall auf und entfernte sich schleunig.

Als Octave in der Mittagsstunde des folgenden Tages bei Isabella eintreten wollte, fand er ihre Thür verschlossen. Auf seine Weisung an den Bedienten, die Kammerfrau zu rufen, entgegnete dieser mit einem halb spöttischen Lächeln:

„Der Herr Baron hätte wohl nur in der Zerstretheit die Frage an ihn gerichtet, da die gnädige Frau, wie er wisse, in aller Frühe mit dem Herrn Bruder, der gestern aus Paris angekommen, und mit der Kammerfrau abgereist sei.“

\*

\*

\*

Etwa drei oder vier Wochen waren seit der Aufführung der „Neuen Armida“ im Theater von San Carlo verstrichen, als der Baron Feldern bei dem Gerichtshof von W... die Forderung auf die gesetzliche Scheidung von seiner Gemahlin einreichte.

Wie er sich's seit dem ersten in ihm aufkeimenden Verdacht angelobt, hatte Octave den Schleier, der das Intriguenleben seiner Frau umhüllte, nicht eher gelüftet, als bis er Alles mußte und beweisen konnte, was er in Bezug auf ihren wahren Charakter nur erst geahnt und errathen hatte, ehe er der verhängnißvollen Scene in und vor dem Theater von San Carlo beizwohnte.

Der einzige Zeuge aber, der dem Gesetz gegenüber vollgültigen, auf Thatfachen begründeten Aufschluß ertheilen konnte, war der ehemalige Dirigent von San Carlo. Unmittelbar nach jenem mysteriösen Vorfall vor dem Portale des Theaters dem Irrenhaus überliefert, war es Baldassare wenige Tage nach seiner Einkerkierung schon gelungen, sich durch die Flucht derselben zu entziehen.

Seitdem war und blieb er spurlos verschwunden.

Jedes thatsächlichen Arguments über die von seiner Frau verübten Treulosigkeiten entbehrend, vor sich die Aussicht, den Nest seiner Kette zeitlebens mit sich zu tragen, athmete Octave nach langer Zeit zum ersten Male wieder freier, als ein Brief von Isabella anlangte, in dem diese sich bereit erklärte, gegen eine Summe, die Feldern zwar um einen bedeutenden Theil seines Vermögens ärmer machte, selbst ihrerseits Alles beizutragen, um die Fessel, die drückend auf Beiden lag, für immer zu lösen.

Unverzüglich willigte er in Isabella's Vorschläge; kein Opfer dünkte ihm zu groß um den Preis ihres freiwilligen

Schuldbekennnisses und der mit diesem verbundenen Erlösung von allen Nergernissen und Mißgeschicken der letzten Jahre.

In W . . . bildete Feldern's Schicksal, als die früher schon aufgetauchten Gerüchte über die Baronesse van Leen durch Octave's Scheidungsprozeß von Neuem bestätigt wurden, das ausschließliche Tagesgespräch.

Besonders in den Kreisen der Aristokratie hörte man eine Zeitlang von nichts Anderem reden, als von der Affaire des Baron Feldern und der ehemaligen van Leen.

Seltamerweise fand dabei das bekannte Sprichwort, daß „wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht“, nicht die gewohnte Anwendung; vielmehr wurde, von Seiten der eleganten Damenwelt W . . . s, ein mit Inbrunst begrüßter Feldzug gegen das Andenken der Baronesse unternommen. Böse Zungen zwar behaupteten, daß es sich dabei nicht nur um sittliche Entrüstung handelte, sondern daß mehr als eine der blassen, languisanten Ballschönheiten, die sich jetzt an dem offenkundigen Scandal weideten, vor der rothhaarigen Abenteuerin gezittert und ihre Nebenbuhlerschaft gefürchtet hatte.

Dann zog im Strudel des großstädtischen Lebens irgend ein neuer Scandal, irgend ein neuer Sensations-Roman der Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf sich und drängte den Baron und seine Geschichte in den Hintergrund. Ja, im Verlauf von wenigen Monaten war diese so vollkommen vergessen und abgethan, daß es in gewissem Sinne für einen Verstoß gegen den guten Ton gegolten hätte, noch

von ihm und von der van Leen zu sprechen, ein so abgegriffenes Thema überhaupt noch zu berühren.

Von etwas weniger flüchtiger Dauer erwies sich das Interesse an Geldern's Schicksal in den minder aristokratischen, daher auch minder dem Fashionablen unterworfenen Kreisen seiner ehemaligen Kameraden.

Aber die Nachrichten, die, von Einem zum Andern getragen, unter der Studentenschaft von W... noch eine Zeitlang im Umlauf blieben, bewegten sich der Mehrzahl nach in mehr oder minder unvereinbaren Widersprüchen. Bald hieß es, der Baron sei in einem Zustande an Misanthropie streifender Mißstimmung auf seine Erbgüter zurückgekehrt, um fortan selbst deren Bewirthschaftung zu leiten, bald wieder, nach einem Verweilen von wenigen Tagen habe er dieselben wieder verlassen. Wohin er sich begeben, auf wie lange, zu welchem Zwecke, davon wußte bis auf den greisen Verwalter, der nach wie vor auf seinem Posten geblieben war, Niemand ein Wort zu sagen.

So war es gekommen, daß es nach Verlauf weniger Jahre in ganz W... nur eine einzige Person gab, die im Stande war, über den Baron und dessen Aufenthalt einige nothdürftige Auskünfte zu ertheilen. Es war dies sein Bankier: Firma Plot u. Comp., der ihm regelmäßig seine jährlichen Revenuen den Sommer über nach Paris und London, den Winter über nach Rom und Neapel zu senden hatte.

\*

\*

\*

Ein Zeitraum von funfzehn Jahren war verstrichen, seit Octave sich angelobt hatte, jene Phase seines Lebens, in der die Baronesse van Leen eine so verhängnißvolle Rolle gespielt, und Alles, was mit ihr zusammenhing, hinter sich zu werfen, in einem neuen Leben Genesung und Vergessenheit der Schmach zu suchen, die sie über ihn verhängt — war diese ja nun für alle Zeit überwunden, abgethan! Mit unverbrüchlicher Festigkeit hatte er dem gefaßten Vorsatz nachgelebt, bis durch die Vorgänge der letzten Tage all die alten, bitteren Erinnerungen gewaltsam wieder aus ihrer Starrniß aufgerüttelt wurden.

In einem dunklen Gefühl, über das er sich Rechenschaft zu geben vermied, hatte Feldern den Salon im Hotel „zum Erzherzog Stephan“, den er an dem verhängnißvollen Abend der Corsosahrt im Hirschpark bezogen, nicht verlassen.

Als ungeahnter Zeuge fuhr er vielmehr, auf seinem Posten beharrend, fort, das Leben und Treiben der Dame nebenan auf Nummer 11 und 12 zu beobachten, die, wie er wußte, nach einer mehrjährigen Abwesenheit unter dem Namen Baronin Maynau nach W... zurückgekehrt war.

Der so schwer gebüßte Roman seiner Ehe mit der Baronin Maynau, der ehemaligen Baronin van Leen, die bei der Frage seines Tischnachbarn auf ihn einstürmenden Erinnerungen waren es, die den Baron Feldern veranlaßten, der am Beginn unserer Erzählung erwähnten Unterhaltung an der Table d'hôte des „Erzherzog Stephan“

dadurch ein Ende zu machen, daß er sich unter dem Vorwande einer dringenden Geschäftsangelegenheit in sein Zimmer zurückzog.

Raum hatte Octave die Thür hinter sich geschlossen, als das Geflirr der Reitersporen draußen auf dem Corridor der Dame nebenan, und zwar war es heute schon zum zweiten oder dritten Male, den Besuch ihres Verehrers meldete.

In dem tête-à-tête herrschte ein besonders übermüthiger Ton.

Wiederholt ließ sich das Losfliegen von Champagnerpfropfen hören und die Stimme des Dandy, der beim Klang der Gläser nicht eben die keuschesten Lieder sang.

Wie das erste Mal, als er unfreiwilliger Zeuge der Unterhaltung im Salon Nr. 11 gewesen, so vermied Octave es auch heute, obgleich er es nicht mehr wie damals „unfreiwillig“ war, ihr allzu lange zuzuhören. Von der Thurmuhr der Augustinerkirche drüben schlug es eben Fünf.

Um diese Frühstunde des anbrechenden Abends konnte man sicher sein, in den massigen Baumgängen des Hirscharters außer etwa einem angehenden Thaliaschüler, der seine Rolle memorirte, oder einem verstohlenen Liebespärchen, Niemandem zu begegnen.

Der stille Wald, der Feldern's Einsamkeitsbedürfniß im Getriebe der Weltstadt die einzige Zufluchtsstätte bot, war um jene Stunde sein täglicher Spaziergang gewesen.

Mehrmals schon hatte er sich vorgenommen, den Waldwinkel unweit der Rotunde aufzusuchen, der nach der Aussage der Blätter der Schauplatz des Duells zwischen dem Grafen Rosen und dem Oberst Hennings gewesen war. Es war ein von dichten Nadelholzmassen umhögter, selbst in den heißesten Stunden des Hochsommers schattig kühlter Rasenplatz, dessen Octave sich nur zu wohl erinnerte. So manches Mal hatte auch er dort mit dem einen oder dem anderen seiner alten Kameraden bei einem kühlen Trunk im hohen, thaufrischen Grase gelegen, bei dem Mondlicht, das durch die schlanken Stämme schien, in den gestirnten Himmel geblickt, unter hellem Niederflang in die Zukunft geträumt. Die gauklerischen Bilder, die ihm gleich einer Fata morgana in der duftigen Waldluft vorgeschwebt — wo waren sie hin? und mit ihnen all' die Verheißungen, die der laue Athem der Frühlingsnacht in das sehnennde Gemüth des Jünglings niedersenkte?

War es doch die lieblichste Fata morgana, die ihm vorschwebte — ein Mädchenkopf mit rothblonden, flatternden Locken... O über das grausame Walten des Geschickes! ... Was war aus jenem holden Traumgesicht geworden? Der von seinen Erinnerungen gewaltsam überkommene Mann war unwillkürlich stehen geblieben.

Nur wenige Schritte dehnten sich noch zwischen ihm und dem Raume aus, der ihm ebenso die unberührten, glückerfüllten Träume seiner fernen Jugendzeit, als die harten Enttäuschungen seiner späteren Jahre ins Gedächtniß führte.

Da war es ihm, als hörte er Schritte nahen.

„Er mich verrathen, meinen Namen dem Gericht überliefern? Sie sind ein wahres Kind, liebster Graf! Die nur verheißene Befriedigung seiner Leidenschaft setzt kein Mann aufs Spiel! Aus diesem Grunde habe ich ihn in seinem Versteck, aus dem er mir geschrieben, besucht und ihm für den Fall, daß er seinen Mund hält, Alles zugesagt! Bis er sich aber in der Lage sieht, mich an mein Versprechen zu erinnern — bah! — da hat's gute Weile. Im Uebrigen ist eine Milderung des Rechtsverfahrens durch das Verhalten des Grafen selbst so gut als sicher. Ich kenne ihn. Eh' der Alte es zuläßt, daß man den Vorgang im Publicum seinem ganzen Umfang nach erfährt, setzt er mit eigener Hand den Mörder seines Sohnes in Freiheit.“

Auf den Arm des Dandy gestützt, schritt die Baronin Maynau so dicht an dem stoßenden Athems aufschauenden Manne vorüber, daß die lang nachschleifende Schleppe ihres Reitkleides seine Füße streifte, daß ihre losen, im Winde flatternden Haare ihm fast die Stirne berührten. Kaum daß er die nöthige Zeit behielt, sich hinter dem Geäst eines neben ihm aufragenden Baumstammes verborgen zu halten.

Nicht weniger farblos als die erstorbene Kinde des alten Stammes, der ihm zur Bedeckung diente, schaute Octave den beiden Gestalten nach, die eben bei einer jähen Biegung des schmalen Fußpfades im Waldesdickicht verschwanden. . . .

Seit jener Begegnung in einsamen Waldwinkel, unweit der Rotunde, bot sich dem Baron Feldern in den folgenden Tagen noch mehrmals Gelegenheit, das kokette Gespann der Baronin Maynau bald in dem Hirschpark, bald auf einem oder dem anderen der öffentlichen Promenadenplätze der Stadt an sich vorüberrollen zu sehen.

Von Seite der schönen Circe schien für den Augenblick dem Dandy unter dem Heer ihrer Verehrer der unbestrittene Vorrang vergönnt zu sein. Er hätte denn auf das Bologneser Hündchen eifersüchtig sein müssen, dem zweiten unzertrennlichen Begleiter der Baronin. Auch waren die Gefühle des Dandy für Amour, den seidenhaarigen Bologneser, nicht eben die freundschaftlichsten.

Wenn Amour, auf der Promenade neben ihnen hertrippelnd, über ihn weg an der Baronin empor sprang oder sich in toller Ausgelassenheit wie ein Kreisel um seine Füße drehte, so ließ es der Dandy weder an feindselig rollenden Blicken, noch an Fußtritten fehlen. Je fester Amour dann seine rosige Schnauze vorstreckte und seinem Gegner die spitzigen Zähne zeigte, je heftiger der Dandy schalt und drohte, um so übermüthiger, um so bestrickender klang das Lachen, mit dem die Baronin dergleichen Scenen zuzusehen pflegte, mit dem sie die Blicke der Vorübergehenden an sich und ihren schmucken Begleiter fesselte.

Den Besuchern des Hirschparkes war es mit der Zeit zur Gewohnheit, ja zum Unterhaltungsbedürfnisse geworden, täglich zur selben Stunde das capriciöse Gespann

mit dem gepuderten Jockey und dem munteren Schellengeklingel unter den Akazien der Rotunde heranrollen zu sehen.

Es ging daher, als letzteres eines Tages vergebens auf sich warten ließ, wie ein Lauffeuer das Gerücht durch die draußen gelagerten Gruppen, durch die dichtgedrängten Reihen der Stammgäste in dem immer noch fahnenengeschmückten Musikpavillon, die Maynau, die Heldin der Rosen'schen Affaire, habe sich mit ihrem Cavalier, dem Grafen de Croix, aus dem Staube gemacht.

An demselben Abend las man in dem „Städtischen Anzeiger“: Die Baronin Maynau hat unsere Stadt in Gesellschaft ihres Reise-Marschalls, des Grafen de Croix, verlassen, um zunächst die Bade-Saison von Nizza und Livorno um eine sowohl durch Schönheit als durch fürstlichen Luxus glänzende Erscheinung zu bereichern.“

In dem „Standart“, einem conservativen Organ, das besonders in den höheren Schichten der Gesellschaft einen bedeutenden Anhang zählte, erschien am folgenden Tage ein zweites, auf die schöne Baronin bezügliches Inserat unter dem Titel: „Warnung“.

„Isaak Salomon Maynau, Geldwechsler und Goldminenbesitzer in San Francisco, warnt hiermit Jedermann, seiner vollkommen beschlossenen, auch nach ihrer zweiten Ehe auf gesetzlichem Wege geschiedenen Gattin Isabella Maynau (frühere Baronin Feldern) Geld oder Geldeswerth zu borgen, da von ihm jede Verantwortlichkeit betreffs der von Jener eingegangenen Geldverpflichtungen zurückgewiesen würde.

Er will damit Jedermann verwarnt haben, derselben auf seinen Namen hin noch weitere Anleihen zu bewilligen.  
20. Mai 18..

San Francisco, „Hotel La Paz“,  
Kalifornien.“

An dem nämlichen Tage hatte auch der Baron Feldern, der unter den Gästen des „Erzherzog Stephan“ bisher nur durch seine Wortkargheit auffallende Passagier, in dem Augenblick, wo er anfang, eine interessante Persönlichkeit zu werden, W... verlassen, ohne in dem Hotel, ja sogar ohne, wie es sonst seine Gewohnheit war, bei dem Bankier Plot u. Comp. seine Adresse zu hinterlassen.

---

„Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht.“

Goethe.

„Eine unerwartete Ueberraschung, lieber Baron, Sie wieder einmal hier zu sehen!“

Es war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, der sich mit diesen Worten von einem schwerfälligen Arbeitspult erhob, das die Mitte eines hochgewölbten bureauartigen Raumes einnahm.

„Hoffentlich dürfen wir darauf rechnen, daß Sie uns und unserem schönen Neapel noch eine Zeitlang Ihre Gegenwart schenken?“

Während er bald in den bodenlosen Rocktaschen nach einem verlegten Taschentuche suchte, bald die scharfgeschliffenen Brillengläser von der Stirn auf die Nase und von dieser auf die vorzeitig ergrauten Augenbrauen schob, war der Commendatore Silvia di Petras vor der Persönlichkeit stehen geblieben, der seine Frage galt, in der auch wir einen alten Bekannten wiederfinden.

„Die Gesellschaft,“ entgegnete der Baron Feldern, während der Andere die Thür seines Studio hinter sich schloß und beide Herren der Stiege zuschritten, die von der „Administration“ des sogenannten Museo Borbonico in die Galerie der Gemälde und Statuen hinabführt, „es ist das Pariser Comité, ich erwähnte bereits desselben,

das mich mit der Ihnen bekannten Mission betraute, hat fürs Erste keine weiteren Anforderungen an mich gestellt. Ich denke daher allerdings in einigen Tagen schon abzureisen.“

„Ein neuer Katalog unserer gesammten Sammlungen, wenn ich nicht irre? — Eine gewaltige Aufgabe! — A propos! In den letzten Tagen erhielt ich von einem Freunde aus Paris eine in dieses Fach schlagende Studie zugesandt. Der Verfasser ist ein Anonymus, der seine brillanten Essays, wie Sie hier sehen können, mit einem „Hammer und Ambos“ zu zeichnen pflegt. Wenn ich Ihnen damit dienen kann?“

„Schönsten Dank,“ entgegnete Baron Feldern und verneigte sich lächelnd gegen seinen Begleiter; „da ich auf ihre Discretion rechnen kann, so erlaube ich mir, mich selbst als jenen Anonymus vorzustellen.“

„D — — ja so!“ lautete die erstaunte Antwort. „Also Sie, lieber Baron, der Anonymus, der so viel von sich reden macht, von dem auch ich seit Jahren schon mit Begier Alles verfolge, was ich von ihm erbeuten kann!“

„Um so mehr Ehre für mich, daß Sie so einem ‘Dilettanten’, so einem ‘Kunst- und Wissenschaftschmarozer’, wie man uns italienische ‘Empiriker’ auswärts gern zu nennen pflegt, Ihre Aufmerksamkeit schenken.“

„Ja, ja, lassen Sie's gut sein! So oft Unsererins Gelegenheit hat, sich an Euch nordischen gelehrten Köpfen zu reiben, muß es uns wohl oder übel in die Augen

springen, was uns abgeht, was Ihr uns von jeher vorans hattet! — Ob wir der systematischen Durchbildung, auf der Eure Kraft beruht, überhaupt fähig sind, das kann nur die Zukunft entscheiden. Steigt ja doch für uns Italiener nach langer Nacht erst wieder ein neuer Tag herauf! — Genug, immerhin steht auch Unserer, wo er steht! Ich für meinen Theil begnüge mich damit, unserer Regierung über die Nothwendigkeit einer Reform die Augen zu öffnen, einer Reform in Bausch und Bogen. Aber, um noch einmal auf Ihre Broschüre zu kommen! — Da hab ich, und da wieder, und weiter unten, wie Sie sehen, eine Anzahl von Sätzen, theils weil sie mir besonders gut gefielen, theils weil ich mir hin und wieder eine Einwendung erlaubte, roth angestrichen. Also Sie der Anonymus! Aber hier trennen sich unsere Wege. Ich hoffe, ich sehe Sie noch, ehe Sie abreisen.“

Nachdem der Baron Feldern sich von dem geschäftig Forteilenden verabschiedet hatte, wandte er sich dem Erdgeschosse des Museums zu. Während er die labyrinthischen Säle noch einmal durchwanderte und bald hier, bald dort vor einer Statue oder einem Sarkophag-Relief stehen blieb, fuhr sein Auge musternd über die dicht gefüllten Blätter des Manuscripts, das er in der Hand hielt und in das er noch hin und wieder ein Fragezeichen oder eine Note eintrug.

Ein letzter Ueberblick sagte ihm, daß die Arbeit gethan war, daß nichts mehr ihn hinderte, den Stadtmauern den Rücken zu kehren und sich nach den Anstrengungen

einer langen und angespannten Arbeitszeit die ersehnte Erholung zu gönnen.

Er näherte sich bereits dem Ausgang, als zufällig sein Blick auf die Gestalt eines jungen Mädchens fiel, das, in einer der Pompejanischen Stenzen mit der Copie der sterbenden Medusa beschäftigt, an ihrer Staffelei saß. Wie sich aus den neben ihr ausgestellten Aquarellskizzen leicht ersehen ließ, malte die junge Dame nicht etwa zum bloßen Vergnügen.

Zu augenscheinlich wies ihre kleine Ausstellung die schablonenmäßige Wiederholung all jener von dem Fremdenpublicum am meisten gesuchten und am besten bezahlten Miniaturen auf: die Tänzerinnen, die auf einem Centaur reitende Nymphe, endlich jene schelmisch = humoristischen Gruppen: die spielenden Kinder, die sich hinter Schränken und Tischen verstecken, in einem Großvaterpantoffel spazieren fahren &c.

Wie die Mehrzahl der Copien, die man in den öffentlichen Galerien zum Verkauf ausgestellt findet, gingen auch diese nicht über die dilettantische Durchschnittsgeschicklichkeit der gewöhnlichen Massenproduction hinaus, nur daß hin und wieder die Contouren mit mehr Fleiß und Sorgfalt gezeichnet waren, als es sonst bei jenen handwerksmäßigen Kunsterzeugnissen der Fall zu sein pflegt. Dagegen ließ das blasse, wesenlose Colorit, das die Transparenz der antiken Malerei ersetzen sollte, für den Scharfblick des Kenners Manches zu wünschen übrig.

Mit einem flüchtigen Blick übersah der Baron Feldern

die in bunten Reihen übereinander geordneten Skizzen. Dann wandte er sich unwillkürlich noch einmal nach dem jungen Mädchen um, das eben in ihrer Arbeit inne hielt.

Mit ein paar flüchtig hingeworfenen Strichen hatte sie die letzten Retouchen aufgetragen. Indem sie den Kopf mit einer leichten Bewegung zurückwarf, hielt sie die in Lebensgröße gefertigte Copie des Medusenhauptes vor sich hin und kniff die Augen zusammen, als wollte sie den Blick schärfen und concentriren, der noch einmal prüfend über ihre Studie glitt.

„Eine vorzügliche Arbeit,“ sagte der Baron und trat näher an das Bild heran, das ihn durch die Eigenart seiner Auffassung überraschte, ja von einer um Vieles kühneren, selbstbewußteren Hand herzurühren schien.

Bei der unerwarteten Anrede fuhr das Mädchen erschreckt zusammen. In ihre Arbeit vertieft, hatte sie augenscheinlich nichts davon wahrgenommen, wie ausschließlich sie und ihre kleine Sammlung seit geraumer Weile schon die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zog.

„Ist die Medusa zum Kauf bestimmt?“ frug der Baron in italienischer Sprache, indem er den Hut lüftete und neben der Staffelei der jungen Künstlerin stehen blieb.

„Ja, Herr,“ lautete die Antwort.

Eine flüchtige Röthe breitete sich über das blasse Gesicht des Mädchens.

„Um welchen Preis?“

„40 Lire.“

„Wollt Ihr mir das Bild überlassen?“

„Gewiß, Herr.“

„Dann erlaubt,“ fuhr der Baron fort, indem er vier Scheine à 100 Lire aus seinem Portefeuille nahm, „Euch sogleich den Preis zu entrichten.“

Das Mädchen zog betroffen die Hand zurück.

„Ihr spottet meiner,“ sagte sie halblaut mit zitternder Stimme. „Ich sagte 40 Lire.“

„So sagtet Ihr,“ antwortete der Baron, der indessen die vier Scheine zusammenfaltete und in ein Couvert schloß. „Gestattet, daß ich als Fachmann meine Antwort an die Künstlerin richte. Es würde sich, wie Ihr mir gewiß zugebt, mit meiner Eigenschaft als solcher, das heißt als Kenner und Kritiker, schlecht vertragen, die Gegenstände, die ich behufs einer Sammlung ankaufe, mit deren Organisation ich betraut wurde, geüffentlich unter dem Preise zu bezahlen. Damit Ihr aber zu dem, was ich Euch sage, Zutrauen gewinnt und nicht etwa glaubet, daß ich mir aus dem einen oder dem anderen Grunde einen Scherz erlaubte, so möget Ihr mir eine Beobachtung nicht verargen.“

„Es steht Euch frei, Signore,“ fiel das Mädchen ihm ins Wort, „die für den Kauf bestimmte Waare nach Gefallen Eurem Urtheil zu unterziehen!“

„So gestattet mir, zu wiederholen, daß ich als Fachmann zu Euch spreche, und ich hoffe, daß meine Offenheit Euch nicht verletzen wird.“

„Gewiß nicht, Signore.“

„Nun — der räthselhafte Abstand, der zwischen der Ausführung der Medusa und Euren übrigen Leistungen herrscht, mußte jeden Sachverständigen in Erstaunen setzen, ihn um ein Urtheil verlegen machen.“

„Wie meint Ihr das, Signore?“ Leicht erblassend schlug das Mädchen die von langen Wimpern überschatteten Augen zu ihrem Käufer auf.

„Wie ich das meine? Es ist, als wenn die Reproductionskraft der ausübenden Hand sich über einen Riß fort von dem primitiven dilettantischen Charakter der übrigen Versuche zu einer wahrhaft künstlerischen Meisterschaft aufgeschwungen hätte. Ihr dürft mit einem solchen Fortschritt um so mehr zufrieden sein, als er Euch bei einem der schwierigsten Motive gelungen ist, das Ihr Euch wählen konntet.“

Ein vorübergehender Schatten verdüsterte das Gesicht des Mädchens.

„Es wird das einzige Bild sein und bleiben, das mir glückte!“

Sie sprach diese Worte, bei denen ihre großen schwarzen Augen in einem eigenen, finsternen Glanze aufblitzten, mehr zu sich selbst als zu ihrem Käufer. Aber sie waren dem feinen Ohr des Letzteren nicht entgangen. Es lag etwas in dem herben, an Rauheit streifenden Wesen des Mädchens, das ihn fesselte, ja das ein an Neugier grenzendes Gefühl in ihm erregte.

Sie hatte sich, um das Bild zum Trocknen auf das Gerüst zu stellen, von ihrem Sitz erhoben. Dabei löste

sich der schwarze Schleier, der ihr nach der Sitte der Neapolitanischen Frauen die Haare und die Schultern umhüllte, und glitt langsam von dem schlanken Nacken bis auf die Hüften nieder.

Wie sie da stand, die durchsichtigen Hände lässig über die Brust gekreuzt, das hagere Köpfchen ein wenig auf die Seite geneigt, die dunklen, von feinen, schwarzen Brauen überwölbten Augen auf den Medusenkopf gerichtet, dem das eindringende Abendroth eben ein pulsirendes Leben verlieh, erschien sie dem Blicke des Mannes, der mit wachsender Theilnahme jeder ihrer Bewegungen folgte, wie die fleischgewordene Verkörperung der zarten Gestalten jener aus den Grüften von Pompeji und Herculaneum wieder ausgehobenen Schönheitswelt.

Ein neues Käuferpaar nahm die junge Künstlerin in Anspruch; eine Engländerin, die in prunkender Toilette am Arme ihres Cavaliers heranrauschte. Auch die Lady war mit einem Ausdruck der Ueberraschung vor der Staffelei stehen geblieben, wo über all den kleinen, unscheinbaren Miniaturen die lebensgroße Medusa auftrug und mit dem gährenden Kampf von Tod und Leben in dem gewaltigen Haupt die Vorübergehenden fesselte, daß sie erschreckt und bewundernd stille standen. Bei der Frage der Dame: „Ob der Kopf auf der Staffelei dort ihr Werk sei“, trat die junge Malerin einige Schritte vor und blieb zufällig unweit jener Freske stehen, welche die Priesterin Kassandra in dem Moment darstellt, wo sie Priamus das Schicksal weissagt, das seiner und seines Volkes wartet.

Ein flüchtiges Lächeln glitt über Feldern's Lippen. „Seltsam,“ sagte er sich, indem er unwillkürlich das Profil der Priesterin, ein bleiches, schlankes Weib in schwarzem Gewande, mit dem des davorstehenden Mädchens verglich, „man könnte sich einbilden, eine jüngere Schwester der Kassandra vor sich zu sehen.“

Je länger sein Auge auf ihr ruhte, je mehr verklärte ein eigener mysteriöser Liebreiz die auf den ersten Blick unscheinbare Gestalt.

„Welchen Preis fordert Ihr für eine Wiederholung der Medusa?“ wandte die Lady sich in gebrochenem Italienisch an die Künstlerin, indem sie ihren Begleiter am Arme herbeizupfte, auf den die vorüberwogende Damenvelt offenbar eine lebhaftere Anziehungskraft ausübte, als die defekten und verblaßten Schönheiten den Mischen und Wänden entlang. „Ich meine eine Copie, genau wie diese!“

„In der Größe des Originals? 150 Lire,“ lautete die Antwort in accentlos reinem Englisch.

„Well,“ entgegnete jetzt auch die Lady in ihrer Muttersprache, „ich werde in drei bis vier Tagen wiederkommen. Können ihr bis dahin mit dem Bilde fertig sein?“

„Ich hoffe.“

Spätestens dürfen es vier Tage sein!“ Damit richtete Jene ihr Augenglas auf eine der anstoßenden Mischen und winkte der Malerin mit ihrem Fächer einen herablassenden Abschiedsgruß zu.

Raum hatte die neue Clientin sich von der Copistin

der Medusa entfernt, als diese sich alsbald daran machte, eine neue Leinwand aufzuspannen und die Farben auf ihrer Palette zu mischen.

„Darf ich,“ sagte Feldern, der sich von Neuem der jungen Dame näherte und sich auf einem der herumstehenden Tabourette neben ihr niederließ, „darf ich mir wohl, ehe ich mich heute von Euch verabschiede, eine Frage erlauben?“

Die einzige Antwort, die ihm zu Theil ward, bestand in einer leisen Kopfbewegung.

Er schien die Unentschiedenheit, die in dieser Bewegung lag, nicht gewahr zu werden oder sie nicht gewahr werden zu wollen.

„Mit Eurer Erlaubniß möcht' ich Euch zuvor erklären, was mich dazu veranlaßt.“

Ehe er Zeit hatte, fortzufahren, richtete das feine Köpfchen sich hastig auf, die bleichen Lippen preßten sich fest zusammen, die großen düsteren Augen sahen fragend und trotzig auf. So blickten Beide sich einen Augenblick schweigend an, als suchte Eines das Andere zu prüfen, zu errathen.

„Das von mir angekaufte Bild,“ fuhr Feldern fort, während das Mädchen seinen Kopf langsam wieder über die Palette beugte, „dessen einziger Fehler in einer Abweichung vom Original besteht, die ich als ein Uebermaß von Leben bezeichnen möchte, das sich mit dem Todesprozeß nicht reimt, diese geniale Auffassung,“ fügte er mit Nachdruck hinzu, „verdient es wohl, die Aufmerksam-

keit eines Kunstfreundes auf sich zu ziehen, und als solcher habe ich mich Euch bereits vorgestellt. Daraufhin wäre es mir interessant, zu erfahren, was Euch zu dem Ausspruch veranlaßte, daß die Medusa das einzige Bild bleiben wird, das Euch jemals glückte!“

Sein Auge blieb fest auf das Mädchen gerichtet. Es schien ihr zu sagen, daß er sich wohl bewußt war, einen kühnen Griff in ein fremdes, unbekanntes Menschendasein gewagt zu haben, einen Griff, der ein jähes „Entweder — Oder“ nach sich ziehen mußte. Jede fernere Annäherung, nicht etwa daß er sich darüber täuschte, war zwischen ihnen abgebrochen, wenn sie in seiner Frage nichts als eine Neugier und Zudringlichkeit sah, die als solche nichts Anderes verdiente, als die entsprechende Zurückweisung.

Als die junge Dame das vorhin unbewußt geführte Selbstgespräch von den Lippen des Fremden wiederholen hörte, nahm ihr Gesicht einen herben, verstörten Ausdruck an. „Ihr wißt nicht, Signore, was Ihr mich fragt!“ antwortete sie mit zitternder Stimme, nahm hastig die unterbrochene Arbeit wieder auf und zog mit einer ungestümen Bewegung den herabgefallenen Schleier über Schultern und Blüste, als suchte sie dem auf sie gerichteten Blicke zu verbergen, wie unter dem enganschließenden Gewande ihre Brust sich stürmisch hob und senkte. Während die junge Künstlerin den keuschen Reiz ihrer Erscheinung so noch unbewußt erhöhte, blieb das Auge des Mannes an ihrer Seite wie gebannt an ihrem seltsamen, so rein und unberührt und zugleich doch so düster blickenden Antlitze hängen.

„Wenn meine Worte Euch erzürnt, Euch vielleicht beleidigt haben“ — —

Die wie von einem gewaltsam niedergehaltenen inneren Feuer verzehrte Gestalt beugte sich zögernd gegen ihn vor.

„Ihr habt mich nicht erzürnt, Ihr habt mich nicht beleidigt!“

Mit gespannter Aufmerksamkeit suchte Feldern ihr die kaum hörbaren Worte von den Lippen zu lesen . . .

Da — als das Mädchen eben im Begriff schien, fortzufahren, kam die athemlos keuchende Gestalt eines ältlichen Herrn gerade auf die Nische zugeschritten, wo Octave neben der jungen Malerin saß. Die gewisse Störung des kaum in Fluß gekommenen Gespräches ahnend, beugte sich Feldern mit den Worten: „Ich wünschte, ich dürfte zu gelegenerer Zeit meine Frage wiederholen!“ zu dem Mädchen herab.

„Hab ich's doch möglich gemacht,“ keuchte der Comendatore di Petras dem Baron schon von ferne zu, „Sie noch anzutreffen. Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Anonymus, die Sie mir nicht abschlagen dürfen.“

„Und das wäre?“ frug Octave, der sich mit einer Verneigung gegen die junge Dame erhob und dem erhitzten, wie von der übermäßigen Anstrengung hüftelnden Gast seinen Sessel anbot.

„O, nicht doch! — meine chronische Athembeschwerde hat nichts zu bedeuten!“ fuhr Jener geschäftig fort. „Um auf meine Bitte zurückzukommen! . . . Einige unserer Herren sind eben im Begriff, einen Ausflug zu unter=

nehmen; es handelt sich darum, ein in einer alten Abtei aufgefundenes Gemälde in Augenschein zu nehmen — ein Original aus dem Trecento, wie es heißt. Ich kam als Abgesandter, um Sie zur Betheiligung an unserer Commission anzuwerben. Die Herren sind draußen vor dem Portal. Der Wagen ist bestellt, wir warten nur auf ihre Einwilligung.“

„Die haben sie gern!“

„Topp! — um so schöner von Ihnen, Herr College, da Sie mir eine Revanche schuldig sind. Ja, ja — eine Revanche! Denn eben erst habe ich mich Ihretwegen fast mit ein paar meiner besten Freunde überworfen — übrigens dieselben, die trotzdem nichts lebhafter wünschen, als sie kennen zu lernen. Es handelt sich um eine in Ihrem letzten Essai aufgestellte Behauptung, deren Erörterung uns jetzt jedoch zu weit führen würde. Pst, Checco! sage den Herren, wir kämen schon!“

Mit diesem Zuruf, der einem in der Thür wartenden Burschen galt, schlang der Commendatore seinen Arm durch den des Barons und lüftete gleich Letzterem seinen Hut gegen die junge Dame.

„Ich werde morgen wiederkehren, um das Bild in Empfang zu nehmen.“

Während Octave sich umwandte und sich mit diesen Worten nochmals an die junge Künstlerin richtete, erfaßte er ihre Hand.

„Darf ich darauf rechnen, Euch hier zu finden?“

In derselben halb scheuen, halb trotzigem Art, die er bereits an ihr kannte, nickte das Mädchen mit dem Kopfe

und entzog ihm langsam die feinen Fingerspitzen, indem sie ihre Palette wieder aufnahm und in der unterbrochenen Arbeit fortfuhr.

\* \* \*

Es war spät am Abend, als der Baron Feldern durch das labyrinthische Straßengewühl, das vom Museum bis zur Villa Nazionale und die angrenzende Chiaja hinabführt, in seine Wohnung gelangte — ein alterthümliches, im Laufe der Zeit aus einem Kloster in das Privatarchiv einer vornehmen Familie umgewandeltes Gebäude, in dessen halbleeren Stockwerken die überzähligen Räume hin und wieder an einzelne Künstler und Gelehrte — und zwar nur an solche, die im buchstäblichen Sinne des Wortes dem Cölibatenstande angehörten — zur Behausung überlassen wurden. Mit seinen ziegelrothen Eckthürmen, die ihm das Ansehen einer mittelalterlichen Zwingburg gaben, erhob sich das alte Gemäuer inmitten eines jener amphitheatralisch aufgethürmten Häusercomplexe, die dem Innern der Stadt den ihr eigenen düsteren und phantastischen Charakter gaben.

Es war eine einfache Miethwohnung, dem Himmel näher als der Erde, die Octave hier bezogen, in der er sich seine mit all' dem dazugehörigen Urdäterhausrath ausgerüstete Faufstube hergerichtet hatte.

Behutsam tastete er sich die hohe Stiege empor und trat auf die Terrazza, die mit ihren rauchgeschwärzten Karpatiden und weinumrankten Balustraden über einen abgrundtiefen Abhang ragte.

Ein zweifaches Lichtmeer war es — unter dem krysthellen Sternenhimmel die von Millionen Gasflammen flimmernde Riesenstadt — das dem Heraustretenden entgegenstrahlte.

Auch in den eng an einander gebrängten Mauern der unliegenden Häuser hatte sich ein Fenster nach dem andern erhellt. Nur der thurmartige Seitenflügel eines uralten verwitterten Palazzo, der dicht angrenzte, starre zwischen den übrigen erhellten Mauervänden unbeleuchtet über den tiefen, tunnelartigen Straßendurchgang, der die beiden Palasttrümmer von einander trennte.

Plötzlich streifte ein vorübergehender Lichtschein die schwarz dreinstarrenden Fensterhöhlen; zugleich ließ sich eine weibliche Stimme vernehmen, die in leisen gedämpften Tönen ein Volkslied vor sich hin sang:

Sterben, sterben soll ich! Was gilt es dir?  
Man halte bereit für mich das Kreuz,  
Die Glocken wirst du läuten hören,  
Das „Miserere“ singen mit leiser Stimme.

Ein von schwarzen Locken umringelter Kopf hob sich wie ein im phantastischen Schein einer Laterna magica schwimmendes Schattenbild von der Rückwand des finsternen Raumes ab, den ein flackernder Feuerschein bald hell aufleuchten, bald in undurchdringlichem Dunkel verschwinden ließ.

„Morirò! Morirò!“ ließ der anschwellende Gesang sich von neuem vernehmen.

„Giudita!“ durchschnitt eine zweite Stimme, grell

und pfeifend wie das Gekreisch einer verrosteten Angel, den zauberhaften, bald wollüstig aufjubelnden, bald leise aufschluchzenden, bald schwermüthig verhallenden Gesang.

Das bleiche Profil, das sich noch einmal langsam über den grauen Hintergrund fortbewegte, verschwand, die leeren Fensterhöhlen starrten wieder ebenso finster wie zuvor in die Nacht.

„Die Copistin der Medusa!“ flüsterte Octave in fast bestürztem Ton der spukhaft erschienenen und verschwundenen Gestalt nach.

In demselben enganschließenden, fast dürftigen Gewande saß am folgenden Tage die junge Copistin an ihrer Staffelei; vor ihr die neu ausgespannte Leinwand.

Plötzlich fuhr über das blasser Antlitz ein siedend heißes Roth. Sie hatte sich, als ob sie Jemand erwartete, mit einem ungeduldigen, zerstreuten Blick nach dem Vestibule umgesehen — da in der offenen Thürwölbung stand mit übergeschlagenen Armen, das Auge unverwandt auf sie gerichtet, der Käufer der Medusa.

Es war ein brütend ernster Blick, der langsam über ihre Gestalt hinglitt und dann wie gebannt an ihren langen, in losen Locken niederfallenden Haaren hängen blieb.

Unter dem Aufruhr, den eine peinliche, jählings aufgestiegene Erinnerung in ihm hervorrief, trat Feldern näher an den Stuhl heran, auf dem die junge Malerin mit dem blassen, nur von Zeit zu Zeit in Feuer ge-

tauchten Haupte faß und ihre glänzenden Augen und ihre bebenden Lippen geflissentlich unter dem schwarzen Lockenschleier zu verbergen suchte.

„Guten Tag, Giubita!“ sagte er, indem er neben ihr stehen blieb.

„Guten Tag!“ antwortete sie kurz, dem Anschein nach ohne darauf zu achten, daß er sie beim Namen nannte und daß es seltsam war, daß er denselben kannte.

„Wenn das Bild Euch noch einmal gelingt, wie es Euch das erste Mal gelungen ist, so werdet Ihr bald anfangen, Aufsehen zu erregen. Auch ich würde mich gern, wenn Ihr nicht schon anderweitig beschäftigt seid, mit einem zweiten Anliegen an Euch wenden.“

„Wenn Ihr Euch gedulden könnt,“ antwortete das Mädchen, „so werde ich nach zwei oder drei Tagen zu Euren Diensten sein.“

„Darf ich Euch — es handelt sich nur um einen Augenblick — in Eurer Arbeit unterbrechen?“

„Wie Ihr befehlt, Signore!“ Sie hatte, indem sie sich erhob, ihre Palette niedergelegt, ihren schwarzen Spitzenschleier zurechtgerückt, den heute eine gelbe Rosenknospe über die Brust zusammenhielt, ihr groß zu ihm aufgeschlagenes Auge schien zu sagen, daß sie seiner weiteren Anweisungen warte.

„Hier,“ sagte er, indem er, ein paar Schritte weiter vor dem Miniaturbilde der Cassandra stehen blieb, „diese Skizze ist's, die ich zu haben wünschte.“

„In einer Woche etwa könnt' ichs Euch liefern. Für die nächsten Tage bin ich, wie ihr wißt, beschäftigt.“

Das junge Mädchen hatte, während sie zu ihm sprach, nicht ihren Käufer, sondern das Bild angesehen, dessen Copie sie ihm anfertigen sollte.

Als die an Jenen gerichtete Bedingung: ob er ihr die bedungene Zeit gestatten könnte, unbeantwortet blieb, wandte sie sich mit einem erstaunten Aufblick zu ihm.

„Wißt Ihr wohl, Giudita“ — offenbar hatte er wirklich ihre Worte überhört — „daß Ihr der Gestalt dort auf eine seltsame Weise ähnlich seht? Gestern schon, als Ihr mit Eurem Käuferpaar Eure Bedingungen fixirtet, überraschte mich diese Aehnlichkeit, und heute finde ich sie noch auffallender. Ich meine, wenn Ihr die Priesterin recht darauf anseht, so müßt Ihr's selbst wahrnehmen.“

„Ich lebe,“ antwortete das Mädchen herb, „wie Ihr seht, der Arbeit. Ich habe keine Zeit, Signore, wie Andere, den Spiegel zu befragen wie ich aussehe, wem ich gleiche.“

„Wenn's Euch recht ist“ — Feldern trat nach den in einem abwehrenden Ton zurückgegebenen Worten, als geschähe es diesen zum Trotz, auf das junge Mädchen zu, lüftete aber dabei den Hut wie zum Abschied — „so schicke ich heute um die Medusa. Hier mein Name.“

Damit zog er aus seinem Portefeuille eine Karte und legte sie auf den Rand der Palette, die aber plötzlich in der Hand des Mädchens so heftig zu zittern begann,

daß sie auf den Boden fiel und Octave sie ihr ein zweites Mal hinreichen mußte.

Zugleich sah er, daß ihre großen, dunklen Augen ihn mit einem Blick streiften, in dem etwas wie eine stumme, schwüle Frage blitzartig aufzuckte.

Dem jähen Aufzucken begegnete sein fest auf ihr ruhendes Auge, das ihr zu sagen schien: „Du brauchst dich vor mir nicht zu fürchten, brauchst nicht vor mir zu zittern, wie das scheue, von feindlicher Meute verfolgte Wild.“

Es war ein Blick, aus dem eine Welt von Güte, von Seelenreinheit strahlte und seinen Abglanz auf das immer noch fragend und bekümmert zu ihm aufblickende Antlitz warf.

\* \* \*

Wieder stand der Mond in tagheller Pracht über dem alterthümlichen Palastgewimmel. An den chaotisch über einander gethürmten Erkern huschten einzelne Kerzen gleich Irrlichtern an den Fenstern entlang, um hie und da still zu halten und dann ebenso spurlos in der Stille auszulöschen, als die Scenen bacchantischer Lust oder hohlblickender Noth, denen sie zu Zeugen gedient.

Es war eine Nacht, wie nur der Sünden sie kennt.

Inmitten des Paradieses, aus dem sich der schwarze Niefenberg erhob, stand die hochrothe Bluthsäule, die er aus seinem Schooße aufwarf.

Blöglieh wuchs sie gewaltig an. Als strebten sie zu lohender Umarmung einander zu, schienen Himmel und

Erde in Eins verschmolzen, sich in dem mächtigen Feuerschaft umschlungen zu halten, der aller Fesseln spottend, einem austretenden Strom gleich die Finsterniß theilte.

Auch drüben in dem ruinenhaften Palazzo erhellte sich die niedere Dachstube wieder in dem grellen Licht, das von einem flackernden Feuerstahn herrührte. Ueber ein paar blühende Nelken- und Geraniumstauden, die inmitten der öden Mauerwand eine üppig wuchernde Blumen-Dasis bildeten, erschien wieder, wie Nachts zuvor, der feine Kopf mit den schwarzen flatternden Locken.

Düster und prächtig tönte der nächtliche Gesang. Es waren dieselben Leidenschaftdurchflutheten Worte, denen der Zuhörer auf der Terrazza des gegenüber liegenden Palazzo einmal schon mit Entzücken gelauscht hatte. Es war dieselbe Stimme, nur gewaltiger, wie von überschwenglicher Lebensgluth durchströmt. Nachdem sie zweimal dieselbe Strophe wiederholt hatte, verstummte die Sängerin.

Eine durchsichtig blasse Hand öffnete das Fenster, dessen einen Flügel die schwüle Nachtlust langsam zuschlug.

\* \* \*

Mitternacht war längst verstrichen, das Straßengewühl verstummt. Kaum daß hin und wieder das Geräusch eines verspäteten Wagens sich in einem Summen und Rollen mit all' seinen Lauten der Nacht verlor, wie sie ihr allein eigen sind und nur da zu sein scheinen, um ihre Stille noch fühlbarer zu machen, und immer

noch lauschte die bleiche Mädchengestalt am offenen Fenster drüben in die Nacht hinaus und beugte die zarten, nur vom Nachtgewand umflossenen Glieder über die rothen Geraniumblüthen und blickte mit den großen funkelnden Augen zu den Sternen auf, als suchten sie in ihren hellen Strahlen eine Antwort auf die unausgesprochenen Fragen, die sich ihr schein im Innern regten.

Aber die Sterne schwiegen. Es schwieg die Nacht. — Nirgends ein Wink, ein Zeichen, eine Antwort auf die Räthsel, denen sie nachsann, bis endlich der Schlaf die schweren Lider schloß. —

Es war zwei oder drei Tage nach der ersten Begegnung des Barons Feldern mit der jungen Malerin. Das Gesicht von Stolz und Freude leuchtend, saß diese heute neben ihrer bis auf wenige Miniaturen ausverkauften Copiensammlung. Unter ihren rastlosen Händen entstanden soeben die Contouren zu der von dem Baron bestellten Skizze. Die Inbrunst, mit der ihr Auge jede Linie des Originals, jede noch so unmerkliche Nuance desselben verfolgte, die fest geschlossenen Lippen, der funkelnde Blick — Alles an ihr verrieth eine fieberhaft gesteigerte Anspannung.

„Giudita!“ ließ sich neben der ganz in ihre Arbeit Vertieften eine Stimme vernehmen, bei deren Klang sie leicht erblaßte und ihre Palette in den Schooß sinken ließ. „Wißt Ihr wohl, daß ich heute etwas fragen möchte?“

„Fragt nur, Herr,“ lautete die immer noch kurze

Antwort, in der aber nichts mehr von jenem abweisenden Tone lag, mit dem Giudita Anfangs dem Baron Feldern begegnet war.

„Habt Ihr nie daran gedacht, statt dieses mühsamen und am Ende nicht immer dankbaren Handwerks eine Laufbahn einzuschlagen, auf der es Euch nicht an Glück fehlen könnte?“

„Was wollt Ihr damit sagen, Herr?“

„Daß ihr eine Stimme besißt, die Euch als Sängerin auf der Bühne eine Zukunft gesichert hätte.“

Ein jäher Ausblick, in dem sich ein ungemessenes Staunen malte, war die einzige Antwort des Mädchens.

„Ihr wundert Euch?“

„Was wißt Ihr —“

„Von Eurer Stimme?“ fiel Octave ihr ins Wort.  
„Habt Ihr nicht in der verflossenen Nacht in dem Erker des Palazzo, der über dem Arco Largo die Ecke zum Vicolo del Largo bildet, ein Volkslied gesungen, das die Wunder der Fontana Trevi rühmt, und das so beginnt:

In Rom hat man einen Brunnen entdeckt,  
Aus dem ein klares, wohlschmeckendes Wasser sprudelt,  
Das allen Leidenden Genesung bringt.

Ich bin, müßt Ihr wissen, Euer Nachbar.“

„Ihr mein Nachbar, Herr, in jener wüsten, häßlichen Stadtgegend,“ sagte Giudita, während sie ihn wie mit Blut übergossen anstarrte und der alte mißtrauische Ausdruck wieder mit seinen düstern Blicken unter den halb gesenkten Lidern hervorbrach.

„Ja doch — das darf Euch bei einem Sonderling, wie ich einer bin, nicht zu sehr Wunder nehmen. Jener zwar nicht besonders vornehme, aber um so abgelegnere und malerische Stadtwinkel hätte mich auch früher reizen können, ehe das Schicksal, ehe Welt und Leben den Sonderling, den Misanthropen aus mir gemacht haben, als welcher ich heute vor Euch stehe. Erwinnere ich mich doch,“ fuhr er fort, und mit jedem Wort, das sie mit einander redeten, verlor sich mehr und mehr die Befangenheit, die Anfangs zwischen ihnen gewaltet hatte, in W... , während ich dort die Universität besuchte, in einem Gebäude meine Wohnung aufgeschlagen zu haben, das von meinen Collegen nicht anders als die „Eulenburg“ genannt wurde, so unwohnlich nahm sich das alte Gemäuer für den Vorübergehenden aus — mir aber war es trotzdem schon damals nirgends so wohl als in meiner einsamen Fauststube, die ich mir hoch oben, in dem vierten Stockwerk hergerichtet hatte, wo nur die Schwalben und die Späzen, die dort ihr Wesen trieben, meine Nachbarn waren. Doch ich vergesse, daß ich zu einem Kinde des Südens rede, das wohl über den ‘Tancred’ und den ‘Orlando’, kaum aber über unseren deutschen Sagenhelden, den ‘Doctor Faustus’, unterrichtet sein wird, und über den Begriff, den wir Nordländer mit dem Ausdruck einer Fauststube zu verbinden pflegen.“

Mit einem verstohlenen Seitenblick sah Giudita zu Feldern auf. Dann beugte sie sich mit der eigenen schlangenartigen Grazie ihrer Bewegungen, die er oft schon an

ihr beobachtet hatte, gegen ihn vor und sagte mit leiser, gedämpfter Stimme in deutscher Sprache: „Kennt Ihr das, Herr? „Mitternacht“ heißt's und weiter:

Vier graue Weiber.

Ich heiße der Mangel,

Ich heiße die Schuld,

Ich heiße die Sorge,

Ich heiße die Noth.

Die Thür ist geschlossen, wir können nicht ein,

Darin wohnt ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.

Da werd' ich zum Schatten,

Da werd' ich zu Nicht,

Man wendet von mir das verwöhnte Gesicht.

Ihr Schwestern, ihr könnt, ihr dürft nicht hinein!

Die Sorge, sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein.

Ihr grauen Geschwister, entfernt euch von hier!

Schuld.

Ganz an der Seite verbind' ich mich dir.

Ganz nah' an den Fersen begleitet die Noth.

Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!

Dahinten, dahinten, von ferne, von ferne,

Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der Tod!

„Wie in aller Welt,“ frug Octave, denn jetzt war das Staunen an ihm, „kommt Ihr mit Eurem neapolitanischen Lockenkopf, und dazu dem Anscheine nach wie an Eure Staffelei gekettet, zu all' den fremden Sprachen?“

Ich lernte sie von früh auf,“ antwortete Giudita, „von einem Freunde.“ Kaum aber waren ihr die letzten Worte entschlüpft, als sie inne hielt, wie Jemand, der

einen unüberlegten Ausspruch gethan hat und ihn gern zurücknahme. Zugleich fuhr es wie ein finsterer Wolken-schatten über das blasse Gesicht.

„Ich hoffe, wir werden von nun an nicht nur Nachbarn, sondern auch Freunde bleiben,“ nahm Octave das stockende Gespräch wieder auf.

Beide hatten sich erhoben, während Giudita ihr Malergeräth bei Seite schob, denn schon zu wiederholten Malen mahnte die Glocke im Vestibule zum Aufbruch.

Ohne ihre Einwilligung abzuwarten, hatte Octave, während Giudita ihn schweigend gewähren ließ, sich ihres Geräthes bemächtigt.

„Werdet Ihr zu einer bestimmten Zeit in Eurer Wohnung erwartet?“ frug er.

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Dann werdet Ihr mir heute auf meiner täglichen Abendspaziersfahrt Gesellschaft leisten. Ihr schlägt mir meine Bitte nicht ab, nicht wahr, Giudita?“

Während Octave so sprach, schloß er die zitternde Hand Giudita's fest in die seinige.

„Nein, ich schlage sie nicht ab,“ entgegnete sie leise.

„Zur Grotta di Virgilio,“ damit führte Octave das ängstlich um sich schauende Mädchen einem der Wagen zu, die, in langen Reihen um die Auffahrt des Museums geschaart, den Vorübergehenden ihre Dienste anboten.

Im Fluge war die Fahrt den Corso, den Giardino Reale, die Villen entlang zurückgelegt, die rings den Pau-

filipp umlagern. Es war ein steiler, kaum einen Fuß breiter Pfad, den Feldern draußen einschlug. Nach einer jähen Steigung von wenigen Minuten mündete derselbe an einer niederen Gartenmauer.

„So!“ rief er und warf sich in das Blumengewirr, das den hochwuchernden Rasen bedeckte, während er in das ungeheuerere Panorama hinausblickte, das sich vor ihnen ausbreitete. „Eine Siesta, nach der es fürwahr selbst die Götter geküßten dürfte!“

Während er so sprach, warf er seinen Shawl über einen Steinblock, der zu seinen Häupten aus dem Gesträuch hervorragte, und zog Giudita, die, von dem beschwerlichen Weg durch den steil emporsteigenden Weinberg erhitzt, mit fliegendem Athem neben ihm stand, auf den für sie bereiteten Ruheplatz nieder.

„Ihr waret wohl schon oft hier oben?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Einmal, es sind etwa zehn Jahre her, mit ihm!“ Und mit einer ungestümen Bewegung verbarg Giudita ihr Gesicht in beiden Händen.

„Mit wem?“ frug Octave und suchte ihren Kopf emporzuheben, als er einen Strom von Thränen durch die krampfhaft zusammengepreßten Hände rinnen sah.

„Mit wem?“ wiederholte er leise und ließ wie entmuthigt die Hand sinken.

„O vergebt mir und fragt mich nicht weiter“ schluchzte Giudita leise auf.

Aber er schien entschlossen, ihr nicht zu weichen, endlich

doch das Siegel zu lösen, das auf diesen bleichen, schwermüthigen Lippen lag.

„Seht mich doch nur recht darauf an, Giudita!“ begann er von Neuem, und der ruhige und begütigende Ton seiner Stimme sagte deutlicher als selbst seine Worte, daß sie Nichts zu besorgen hatte, daß es gewiß keine unedelmüthige Absicht sein konnte, die ihn erfüllte. „Sucht einmal zu vergessen, daß Ihr die junge, schöne Giudita seid und ich einer jener „stranieri“ (Fremden), einer jener „Touristen“ bin, die es meist nur zu wohl verdienen, daß Ihr sie fern haltet und auf Eurer Hut seid. Sucht das einmal zu vergessen. Und ist es denn nicht schon geschehen? Wäret Ihr denn sonst hier mit mir, dem Fremden, auf sein Wort und seine Ehre vertrauend? Sagt Euch: „Dieser Fremde ist ein Mensch, der mir nichts Böses thun will, der es gut mit mir meint.“ Und so ist es, ich möchte Euch nichts Uebles thun, ich möchte Euch vielmehr ein Freund sein. Was meint Ihr, Giudita, auf diese Frage solltet Ihr mir wenigstens antworten können; glaubt Ihr, daß Ihr Vertrauen zu mir gewinnen könnt?“

Ihre schlanken Arme auf die Knie gestützt, den vorgebeugten Kopf in den hohlen Händen vergraben, starrte Giudita eine zeitlang schweigend vor sich hin. Als sie endlich schüchtern aufsaß, flüsterte sie: „Ja, ich glaube, daß ich Euch vertrauen kann!“

„Dann sucht Euch einmal einzubilden,“ antwortete Octave und hob ihr fast mit Gewalt das Haupt empor,

„daß es nicht nur wenige Tage, daß es undenkliche Zeiten sind, ja daß es ein ganzes Menschenleben ist, daß Ihr mich kennt, und wißt, daß es so ist, wie ich Euch sage!“

Mit einer scheuen, ängstlichen Bewegung, wie nach Athem ringend, war Giudita aufgestanden. Nie hatte ihr Antlitz deutlicher das Gepräge einer stummen, heimlich an ihr nagenden Qual getragen.

„Laßt mir Zeit, Herr,“ sagte sie und ein Aufruhr, der sie bis ins Innerste erschütterte, zuckte aus dem Strahl ihres Auges, drang aus dem Ton ihrer Stimme, „wenn ich morgen Abend um dieselbe Stunde wie heute wieder da bin — —“

„Nun, wenn Ihr wieder hier seid,“ wiederholte Octave, denn verwirrt, wie nach dem geeigneten Worte suchend, hatte Giudita innegehalten.

„Wenn ich morgen wieder hier bin, so heißt das so viel,“ flüsterte sie und beugte ihr Antlitz mit einem langen, forschenden Blick zu ihm herab, „daß ich wirklich keine Scheu und kein Bangen mehr vor Euch habe, und ich Euch vertraue, weil ich an Eure Güte glaube. Aber jetzt kommt, laßt uns heimgehen, es wird Nacht.“

Nach einer raschen, stummen Fahrt hielt der Wagen am Arco Largo.

„Auf morgen, Herr!“ sagte Giudita und reichte ihm die Hand zum Abschiede. „Auf morgen!“

\* \* \*

Ueber dem Golf und den umliegenden Inseln zitterten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Sie kamen

gleich einem goldigen Geschwader dahergezogen und warfen ihren Sprühregen über die einsame Stätte, die der Sage nach den Sängern der Aeneide beherbergt; sie glitten wie lauerner Schlangen durch die rothen Mohlblumen und die schwarzen Baumkronen, die darüber hinragten; sie spielten gleich neckischen Elfen um das Antlitz des stumm einhererschreitenden Mannes, der eben in den Baumgang einbog; sie überhauchten es mit einem Schein von Frohsinn. Aber es war nur ein falscher, trügerischer Schein. So oft die schwarzen Baumschatten sich zwischen ihn und die schelmischen Sonnenpfeile warfen, die seines Unmuthes selbst zu spotten schienen, blickte es brütend trüb, wie von peinvoller Erwartung oder bitterer Enttäuschung gezeichnet.

Hatte die Vorsicht den Sieg behalten? das aufkeimende Vertrauen erstickt? so frug sich Octave. Wird Giudita Wort halten oder nicht?

Um dieselbe Stunde, hatte sie gesagt.

Entweder die Furcht hatte das Uebergewicht gewonnen oder sie konnte nicht lange mehr ausbleiben.

\* \* \*

Draußen ließen sich leise Schritte vernehmen. Sie näherten sich der Gartenmauer. Ein kaum hörbares Rochen an der halbangelehnten Thür — und in der langsam erweiterten Oeffnung stand, an allen Gliedern bebend, die schlanke, schwarzhhaarige Gestalt dem sie Erwartenden gegenüber. Mit einer schüchternen Geberde streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Ich bin es, ich habe Wort gehalten, ich bin gekom-

men!“ flüsterte sie in einem scheuen, beklommenen Tone, als ob sie selbst nicht an ihre Worte glaubte.

„Ihr seid gekommen, Giudita, und Ihr habt wohl daran gethan.“

Bei dem ruhigen Klang seiner Stimme athmete sie erleichtert auf. Auch verriethen sein Blick und seine Mienen ihr nichts davon, wie ihm eben noch, als er das schwarze Gewand durch die Bäume schimmern und den schwarzen Schleier über die Mauer wehen sah, das Blut in den Adern aufwallte, als drohten sie ihm zu springen, ja wie ein an Furcht grenzendes Gefühl ihn plötzlich überkommen, daß er fast gewünscht hatte, es möchte nicht Giudita sein!

Ohne daß sie es ihm wehrte, blieb er dicht vor ihr stehen und strich ihr die wirren Locken aus der Stirn. Aber tief erschreckt hielt er inne. Die eingesunkenen Wangen, die bläulichen Ringe um die Augen verriethen eine schlaflose Nacht oder einen in dem zarten Körper wühlenden Krankheitsstoff.

„Seid Ihr krank, was habt Ihr, Giudita?“ fragte er besorgt.

„Was Ihr wissen wollt, was ich gekommen bin, Euch zu sagen, sollte nie über meine Lippen gehen.“

„Wenn es so ist,“ antwortete Octave, und unwillkürlich verfiel seine Stimme in den farb- und lichtlosen Ton, der in ihm Einen von jenen vom Schicksal Gezeichneten erkennen ließ, die es gewohnt sind, jeden Wunsch, jede Leidenschaft im Keim in sich zu ersticken, „dann thut es mir leid, Euch zu Eurem Versprechen veranlaßt zu haben. Es war

nicht, um Euch elend zu machen, um Euch Pein zu verursachen, daß ich gestern in Euch drang, mir zu vertrauen.“

„Setzt zürnt Ihr mir, Herr,“ erwiderte Giudita, „wenn ich aber dem Drange folge, den Fluch meines Lebens naht, wie er auf mir lastet, in seiner ganzen Häßlichkeit sehen zu lassen, ihn vor einem zweiten menschlichen Wesen bloßzulegen, ihn nicht stumm wie bisher, ohne einen befreienden Athemzug, ohne ein Wort der Linderung, des Trostes mit mir fortzuschleppen — dann wird Euer Zorn sich vielleicht in Verachtung gegen ein vom Schicksal gezeichnetes, verlorenes, gebrandmarktes Geschöpf verwandeln — für ein Geschöpf, das verurtheilt ist, nicht geübte Schuld zu büßen und nicht begangener Schande Zeichen an der Stirn zu tragen.“

„Halt!“ fiel Octave ihr ins Wort, „nicht verübte Schuld zu büßen und nicht begangener Schande Zeichen an der Stirn zu tragen, das ist nicht nur Dein Loos, Giudita! Viele tragen denselben Fluch durchs Leben — Tausende, sage ich Dir! Es sind ihrer mehr als es der Bösen, der Verbrecher in der Welt giebt. Die verübte That will ihre Opfer und wählt sie lieber unter den Unschuldigen als unter den Schuldigen. Das sind die ewigen Räthsel des Schicksals. Es ist umsonst, sie ergründen zu wollen!“

Während er so zu ihr sprach, strahlte sein Antlitz ein Feuer aus, das die Hochaufschauende an die Sagen und Legenden der Vorzeit gemahnte, von denen man sie als Kind gelehrt, daß es die Züge Derer verklärte, die

als Märtyrer zu leben oder zu sterben und von der Vorsehung berufen waren, ihrer Mitwelt als Leuchte zu dienen.

„Das, was Ihr da gesagt habt,“ flüsterte sie und starrte ihn mit ihren halbgeöffneten Lippen und ihren großen, heißglänzenden Augen wie dürstend an, „war der erste Tropfen Balsam, der in mein Leben fiel. Warum gab ich mir nie auf eigenen Antrieb den Trost, den mir Eure milden Worte geben? Nie schien mir ein fremdes Elend dem meinigen gleich!“ Und wie aus einem Traum zur Besinnung erwachend, fuhr sie fort: „Ist es so? Steh ich nicht allein da, ausgestoßen, rechtlos, vogelfrei! Giebt es noch Andere, die dieselben Qualen kennen, die denselben Fluch des Schicksals tragen — lastet er nicht auf mir allein?“

„Gewiß ist es so, Giudita, und ist so gewesen zu allen Zeiten. Wäre es anders, so wäre das menschliche Leben nicht ein Kampf der Finsterniß mit dem Licht, dessen letzte Zwecke wir nicht kennen, dem aber die Besseren, die Edleren unter uns sich nie entziehen, für den sie zu allen Zeiten willig selbst ihr Leben opfern werden und geopfert haben. Wäre es anders, so hätte Sokrates nicht den Giftbecher trinken, so hätte Christus nicht am Kreuze sterben müssen! Was war es anders, als daß sie, die Reinen, die Schuld der Unreinen büßten, daß an ihnen, den Wahrhaftigen, sich der Irrwahn der Heuchler, der Lügner rächte. Es ist nicht mein oder Dein — es ist Weltgeschick!“

„Wenn es so ist,“ wiederholte Giudita, „so will ich mich nicht mehr fürchten!“

Ihre Hand erfassend, hatte Octave die Knieende aufgerichtet und sie demselben Kafensitz zugeführt, wo sie an dem verflossenen Tage an seiner Seite gesessen und ihm die Zusage auf seine Bitte gegeben hatte.

„Ihr kennt ja den Palazzo am Arco Largo,“ begann Giudita. „Dieselbe Dachstube, die ich heute bewohne, war es, die mir und der alten Barbara, die unser bescheidenes Hauswesen versah, zur Wohnung diente. Von früh auf war die Alte um mich gewesen, trotzdem aber konnte ich sie nie recht leiden. Auch hätte es nichts Einjameres, Verlasseneres geben können, als es meine Kindheit war, wenn nicht ein guter Stern hineingeleuchtet und sie auf Augenblicke wenigstens aus einem Aschenbrödel in ein Feendasein verwandelt hätte.

Es war jener Freund, den ich meine und von dem ich Euch schon gesprochen habe, und den ich nur unter dem Namen Felice kannte, denn auch von der alten Barbara ließ er sich nicht anders als Felice oder „l'Amico“ (der Freund) nennen.

Jeden Abend, wenn das Ave Maria geläutet wurde und die Sonne die Spitzen des Vesuv drüben roth anhauchte, pochte es an die Thür. Felice war das Lösungswort, mit dem auf die lange Rede der gute Theil des Tages folgte.

Als ich etwa vier Jahre zählte, waren es nicht mehr Leckerbissen, die Felice, so oft er kam, in seinen stets an-

gefüllten Kocktaschen für mich bereit hielt. Die Orangen und Biscottis und was es sonst an leckeren Dingen gegeben hatte, wichen allmählich den schönsten in Silber- und Goldschnitt schimmernden Büchern, aus denen Felice Abends, wenn er mich auf seinen Anien schaukelte, mit mir zu lesen pflegte. Als ich noch nicht sechs Jahre zählte, war ich schon im Stande, nicht nur Italienisch, sondern auch einige fremde Sprachen fertig zu lesen und zu schreiben, unter denen Felice besonders die deutsche bevorzugte.

„Es würde vielleicht,“ so prägte er mir von früh auf ein, „später, wenn ich älter wäre, Niemand da sein, der meine Versorgung auf sich nähme. Ich würde daher selbst arbeiten und fähig sein müssen, mir meinen Unterhalt zu schaffen.“

Aus derselben Ursache mochte es geschehen, daß Felice mich Abends, wenn er mich aus der Lesefibel die Fieder und Legenden hersagen ließ, die unter den Bildern standen, öfters frug, was ich am liebsten einmal treiben würde, wenn ich arbeiten und mir mein Brod verdienen müßte.

Als Felice sah, daß ich mit ein paar bunten Stiften, die er mir zu meinem Namenstage geschenkt hatte — ich mochte damals etwa sieben Jahre zählen — nicht nur die Buchstaben der Fibel genau so wie sie in dem Buche prangten, sondern auch die Blumen, die Früchte, die Arabesken, von denen sie umschlungen waren, ebenso mühelos nachbildete, da frug er mich, ob ich die Malerei als Handwerk erlernen möchte. Der Gedanke gefiel mir.

An einem der folgenden Tage schon brachte Felice mich zu Messer Tommaso in die Zeichenschule, die nur wenige Schritte von unserer Wohnung entfernt drüben am Vicolo del Largo lag. Nie hatte etwas mir mehr Vergnügen bereitet. Ja, es währte nicht lange, daß ich in der Schule und beim Messer Tommaso mehr zu Hause war, als in unserer finsternen Dachstube und bei der alten Barbara. Mein Lehrer bevorzugte mich. So oft ich wollte, blieb ich, statt nach Hause zurückzukehren, bei ihm.

Mit dem Eintritt in die Schule des Messer Tommaso war eine Reihe glücklicher Tage für mich angebrochen. In der Frühe sah ich kaum die alte Barbara noch — und Abends erwartete ich Felice.“

Mit einem tiefen Athemzug hielt Giudita in ihrer Erzählung inne.

„So war Alles eine Zeitlang fortgegangen,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „da kündete Felice mir eines Tages plötzlich an, daß er gezwungen sei, aus Neapel nach Rom überzusiedeln, und daß er es mir freistelle, entweder mit Barbara in Neapel zurückzubleiben (da es Schade drum wäre, den begonnenen Lehrgang bei Messer Tommaso zu unterbrechen) oder mit ihm nach Rom zu gehen, wohin er sich zunächst begäbe.“

Kaum war Felice mit seiner Mittheilung und der daran geknüpften Frage zu Ende, als ich, von jähen Zukunftsbesorgen befallen, ihm von den Knien hinabglitt.

„Es war nicht das erste Mal,“ hörte ich Barbara sagen, denn trotz der heftigen Schmerzen, die ich zugleich

im ganzen Körper verspürte, war mir ein Nest von Besinnung geblieben, „schon als Kind hätte ich an ähnlichen Anfällen gelitten.“

Außer sich vor Schreck, schwor Felice mir zu, daß ich mich nie von ihm trennen sollte; zugleich gab er Barbara den Befehl, unsere wenigen Habseligkeiten bereit zu halten. Am folgenden Tage, den ich trotz aller Versprechungen schlaflos und in fieberhafter Angst erwartet hatte, kehrte Felice wieder, um mich und Barbara abzuholen.

In Rom miethete Felice uns in eine Wohnung ein, die gegen unsere neapolitanische Dachstube ein Palast war. Dazu kam die Neuheit einer Lage, in der mir Anfangs Alles verzaubert, wie in einem Märchen, und ich selbst mir wie eine der Prinzessinen vorkam, von denen jene erzählten.

Draußen, fast außerhalb der Stadt, war's einsam wie in einem Friedhof. Nebenan die alte Kirche des Cosmas und Damianus, wo es niemals Tag ward und selbst im heißesten Sommer eine Kühle herrschte, wie es in Neapel nichts in unserer Nähe gegeben hatte; und darüber hinaus die Ruinen, die Kaiserpaläste, die Campagna! An Allem, was Felice that und ersann, ließ sich's sehen, daß er mich mit Zärtlichkeiten überschüttete, um mich den Schreck vergessen zu lassen, den er mir am letzten Abend in Neapel bereitet hatte. Wie unsere Behausung, so war auch die Schule, die Felice mich in Rom besuchen ließ, vornehmer, als die in Neapel es gewesen

war; der Lehrer selbst ein Künstler, nicht nur ein ärmlischer Schulmeister, wie der gute Messer Tommaso.

In Rom zeigte es sich bald, daß Felice in dem Handwerk, zu dem er mich erziehen wollte, keine üble Wahl getroffen hatte.

Ich zählte auch hier zu den Lieblingen des Meisters und hatte daher die meisten der übrigen Eleven eher zu Feinden als zu Freunden. Auch nahm ich an den Spielen, mit denen jene in den Freistunden sich die Zeit vertrieben, wenig Antheil. Meist saß ich mit den Büchern, die Felice mir nach wie vor mitzubringen und aus denen er des Abends mit mir zu lesen pflegte, in irgend einem Winkel versteckt, wo ich sicher war, von Niemandem gestört zu werden.

Unter meinen Mitschülerinnen nannte man mich das Käuzchen.

Mit jenem düsteren, gleichsam nach Innen gewandten Blick, den Octave heute nicht zum ersten Male an ihr beobachtete, sah Giudita eine Zeitlang vor sich hin.

„Die Unlust zum Spielen,“ fuhr sie erst wieder fort, als sie dem ernst und prüfend auf ihr ruhenden Auge begegnete, „das Fieber der Lernbegier, das Alles hatte seinen Grund in einem Vorgefühl, das mich mit unfäglicher Angst erfüllte und mich seit jenem Abend in Neapel peinigte. Es war die Furcht, daß Felice eines Tages wie ein Meteor aus meinem Leben verschwinden und mich meinem Schicksal überlassen würde! Ich war nur den Jahren nach ein Kind. Der stete Umgang mit Felice,

Alles, was ich von ihm oder aus den Büchern gelernt, in denen er mit mir zu lesen pflegte, hatte mich frühzeitig gereift. So fing ich bald an, darüber nachzudenken, warum Felice und Barbara nie von meinen Eltern sprachen, daß Felice in der Welt doch einen Stand und einen Namen haben mußte, und daß es seltsam war, daß er darüber nie Etwas gegen mich verlauten ließ.

Da ich zu scheu und zu verschlossen war, um Felice darüber zu fragen, so widerstand es mir noch viel mehr, mit Barbara über Alles zu reden, was mir in meinem eigenen Leben und in dem feinigten dunkel und räthselhaft war.

Da traf es sich eines Tages, daß Barbara drinnen in der Stadt etwas auszurichten hatte und, was nur ausnahmsweise geschah, zuließ, daß ich mit ihr ging.

Wir waren durch ein wüstes Straßengewimmel in die Piazza Navona gelangt, wo die drei großen Fontainen spielen und sich rings die prunkenden Baläfte hinziehen.

Plötzlich ließ sich aus einem derselben ein Geigenstrich vernehmen, der bald schreiend aufwirbelte, bald leise wie ein sterbender Lusthauch hallte.

Eine Zeitlang verstummte das Instrument. Dann begann es von Neuem. Nie hatte ich etwas Aehnliches gehört; so schmiegsam war sein Klang und wieder so stürmend, eine menschliche Stimme schien's, die in unermessliche Klagen ausbricht.

Zufällig hatte Barbara sich um einige Schritte entfernt. Wenn ich mich auf eine der steinernen Bänke schwang, die rings um die Piazza liefen, so konnte ich

sicher sein, durch die offenen Fenster des Palazzo, an dem wir eben vorüberschritten, einen Blick in die Räume zu werfen, aus denen der prächtige Geigenton herüberhallte.

Wie tausend Blitze flimmerte es mir vor den Augen. Inmitten einer von Marmorsäulen umgebenen Halle, auf einer blumenübersäeten Tribüne stand Felice über die Geige gebeugt, als ob er auf ihre Stimme wie auf die eines menschlichen Wesens lauschte. Dann trat er einige Schritte vor, verbeugte sich und verließ die Tribüne. Ich hatte mich nicht getäuscht. Inmitten aller Funken und Feuerkugeln, die mir vor den Augen zu schwimmen schienen, hatte ich recht gesehen. Es war Felice! Er trug einen schwarzen Frack und eine weiße Halsbinde, die ihm ein fremdes Aussehen gab, und sprach mit einer jungen, schönen Dame, die auf ihn zutrat und ihm etwas überreichte.

Es mußte dies etwas sehr Kostbares gewesen sein, denn Felice neigte wie zum Dank das Haupt gegen das Publicum, das den weiten Raum zu Tausenden füllte und, als er sich verbeugte, in ein lautes Vivat-Rufen ausbrach.

Scheltend hatte sich Barbara unterdessen nach mir umgesehen. Da ich mich nicht verrathen wollte, so eilte ich ihr nach, damit sie dem, was ich gesehen und gehört, nicht weiter auf die Spur käme. Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Sinn. In der Schule war mir oft gesagt worden, ich hätte eine schöne Stimme. Mit Bitten und Schmeicheln gewann ich's Barbara ab, daß sie mich

öfter mitnahm, als sie es früher gethan, wenn sie drinnen in der Stadt einen Weg zu machen hatte.

Wo ich in den Straßen, an einem offenen Fenster singen oder spielen hörte, hielt ich die Schritte an, suchte jede Melodie, die ich vernahm, aufzufangen, mir jeden Ton ins Gedächtniß zu prägen. Ein einziger Wunsch, eine einzige Hoffnung verschlang von nun an in mir jeden anderen Gedanken.

Seit der Zufall mir verrathen hatte, was Felice mir so sorgfältig verbarg, glaubte ich, ich hätte einen Ausweg gefunden, der mich von der steten Angst befreite, die ich mit mir herumtrug und vergeblich zu bezwingen suchte, obgleich Felice mir nie wieder davon sprach, mich zu verlassen.

Mit mir einig über meinen Voratz, beschloß ich, ihm selbst Alles zu vertrauen, ihm die Erfüllung meiner Bitte anheimzustellen, die er, so schmeichelte ich mir, gewiß nicht versagen würde.

Eines Abends, als Felice mir zum ersten Male bemerkte, daß er mich weniger lernbegierig fände als sonst, daß auch mein Lehrer sich beschwert hätte über meinen plötzlich erkalteten Ehrgeiz, da bat ich ihn, er möge mir nicht zürnen, ich würde ihm Alles erklären, wenn er mich anhören wolle.

Zum ersten Mal gestand ich ihm nunmehr meine Furcht, ihn früher oder später zu verlieren, aber auch den Ausweg, den ich zu finden geglaubt, wenn ich Sängerin würde und er mich mit sich gehen ließe. Zum

ersten Male sagte ich ihm, daß ich die alte Barbara nie hätte leiden können, und Alles, was seit dem Tage, wo ich drinnen an der Piazza Navona Felice in dem Concertsaal gesehen hatte, in mir gewühlt und gegährt, und drang in ihn, Barbara fortzuschicken, weil ich mit ihm allein bleiben, ja, weil ich nie im Leben von seiner Seite weichen wollte, da er es ja wissen mußte, daß es mein Tod wäre, wenn er mich verliesse.

So hatte ich ihm Alles gestanden, was mich quälte, was in mir wühlte — bis auf Eine Frage. Eine innere Stimme, die mich warnte, drängte sie immer wieder zurück, so oft sie mir auf der Zunge schwebte.

In meiner eigenen Aufregung hatte ich kaum bemerkt, wie Felice's Antlitz, während ich zu ihm sprach, einen fremden, finsternen Ausdruck annahm, den ich nie an ihm gekannt.

Es dünkte mich, als ich geendet, eine Ewigkeit, daß er mich auf eine Antwort warten ließ.

„Giudita,“ begann er endlich, „wenn mein Beruf mich zwingt, bisweilen auf Wochen, auf Monate oder selbst auf länger fortzugehn, so werde ich deshalb nicht aufhören, Dir ein Freund zu sein, für Dich zu sorgen; aber Du mußt mir geloben — während er so sprach bebte seine Stimme, als drohte sie ihm zu versagen — jenen Gedanken für immer fahren zu lassen. Wer ist Herr seines Schicksals,“ fuhr Felice fort, „wer kann sagen, ich bin meines Lebens sicher? Darum wünschte ich, Du prägest Dir meine Worte ins Gedächtniß und

erinnertest Dich ihrer, wenn einst die Jahre Dich zum Weibe herangereift haben und ich vielleicht nicht mehr da bin. Du wirst sie dann besser verstehen, als Du sie jetzt verstehen kannst. Es ist mit der Oeffentlichkeit — ich rede, verstehe mich wohl, Giudita, zu Dir als zu einem Weibe — wie mit dem Winde, der um die Blume spielt, und wenn sie sich ihm hingiebt, ihr den Duft entführt und ihr den Staub von den Blättern weht; für Tausende ist sie nichts weiter als der Tod ihrer Ehre. Du weißt nicht, was das heißt, aber Du wirst es einmal wissen.“

Hier stockte Felice. Ein lautes Schluchzen schnitt ihm die Worte ab. Es war zum ersten Male in meinem Leben, daß ich ihn weinen sah, und dennoch wagte ich nicht, ihn zu beschwichtigen, die Thränen, die ihm wie ein Strom aus den Augen quollen, abzutrocknen, denn ich fühlte, daß es ein schwer auf ihm lastender Gram war, der sich vielleicht nach langer Zeit zum ersten Male entlud, und daß ich ihn nicht hindern durfte. . .

„In Betreff der Alten,“ so hub Felice selbst wieder an, nachdem wir eine Zeitlang schweigend neben einander dagesessen hatten, „würde er schärfer zusehen und dafür sorgen, daß ich in Zukunft nichts mehr von ihr zu leiden hätte; denn fortschicken,“ fügte er zögernd hinzu, „könne und dürfe er sie nicht, da ein Versprechen ihn an sie binde.“

Und so schloß unsere Unterredung, die meinen Wunsch, statt ihn zu erfüllen, für immer zerstörte, mit dem Versprechen, das Felice n. c. nochmals abnahm, nie mehr

jenem Traum nachzuhängen, der ihm ein verhaßter Gedanke war.

Nach wie vor fuhr Felice fort, mich, so oft er des Abends frei war, zu besuchen. Im Uebrigen aber hielt er mich seinem Leben, seinem Wirken, seinen Umgangskreisen fern. Es blieb mir länger darüber kein Zweifel übrig; vor der Welt war ich für ihn nicht vorhanden, ja vor dieser wünschte er sogar meine Existenz zu verheimlichen. Seit ich seine Thätigkeit und seine Stellung nach Außen kannte, hatte ich aufgehört, mich zu grämen, wenn er von Zeit zu Zeit ausblieb. Als ich aber — seit ich mich erinnern konnte, war es nicht geschehen! — fast eine Woche vergeblich seiner harrete, da kam aufs Neue und gewaltiger denn je die alte Furcht über mich, daß ein unerbittliches Schicksal mir ihn früher oder später entreißen würde, mir ihn vielleicht schon entrißen hatte.

Es war in der Frühe des vierten Tages, daß ich auf Felice wartete. Von den peinlichen Gedanken erschöpft, die mir im Innern gährten, sog ich eben den kühlen Luftzug des aufsteigenden Morgens ein. Da wurde durch das offene Fenster Etwas hereingeworfen. Es war ein Brief. Ich kannte die Aufschrift. Sie trug Felice's unregelmäßige, bald lang gestreckte, bald winzige, kaum leserliche Federzüge. Eine Geschäftsreise dringender Art, schrieb er, hätte ihn gezwungen, abzureisen. Der Brief war noch aus Rom datirt, „vor Paris“, so schlossen die in sichtlichrer Eile hingeworfenen Zeilen, „würde er mir wieder schreiben“.

In der That traf der versprochene Brief auch ein. Dann aber verstrichen endlose Tage und zuletzt Monate, während derer ich nicht mehr von ihm hörte. Endlich, es war etwa ein halbes Jahr, nachdem Felice uns verlassen, langte wieder ein Brief an. „Ich sollte nicht an seiner Treue zweifeln, und selbst wenn zuweilen die Antwort ausbliebe, dennoch öfters Nachricht geben,“ schrieb er auch diesmal in wenigen Worten. „Seine Aufnahme in einen bedeutenden musikalischen Verein, seine mit dieser verbundene Thätigkeit ließen ihm kaum die zum Essen und Schlafen nöthige Zeit übrig.“

Endlich kamen nur noch regelmäßige Geldsendungen, die entweder an mich oder an Barbara adressirt waren. Wie er es gefordert hatte, so schrieb ich ihm, so oft ich seine Adresse kannte.

Aber immer schwerer gingen die Briefe mir von der Hand. Ich sah es wohl, daß das Band zwischen mir und Felice sich lockerte, daß es für ihn kaum noch vorhanden war, und immer mehr und mehr beschlich mich jenes Gefühl der Verlassenheit, das ich so lange schon vorgeahnt und gefürchtet hatte.

Ein unverhoffter Vorfall, von dem ich fast mit Sicherheit annahm, daß er mit all' den Dingen, über die ich so vergebens brütete, in irgend einem Zusammenhang stand, erhöhte noch jenes Gefühl und mit demselben das Verlangen, über die dunklen Räthsel aufgeklärt zu werden, die auf meinem und, dessen war ich gewiß, auch auf Felice's Leben lasteten. Eines Abends, von einem heftigen

Kopfwelt gequält, das mich oft tage- und wochenlang nicht verließ, hatte ich früher mein Lager gesucht, als es sonst meine Gewohnheit war. Kaum hatte ich mich niedergelegt, so wurde ich von einem in seltsamer Weise sich wiederholenden Geräusch in meinem Schlummer gestört.

Wie es mir schien, war es der eiserne Klopper draußen in der Halle, der nach mehreren gleichmäßigen Pausen unter je drei Schlägen gegen die Thür gestoßen wurde, worauf Barbara öffnete, ohne zuvor zu fragen, wer zu so ungewohnter Stunde noch Einlaß begehre.

Nachdem ich trotz meines Aufhorchens während geraumer Zeit Nichts weiter vernehmen konnte, siegten Uebelbefinden und Müdigkeit über die Neugier, wen die Alte so spät noch hereingelassen hatte.

Ein paar Stunden mochten verstrichen sein, als ein erneutes Geräusch mich aus dem Schlafe aufschreckte. Indem ich die Augen öffnete, sah ich eine schwarz gekleidete Frau in der Thür stehen.

Unter heftigem Schluchzen flüsterte sie Barbara etwas zu, die in dem nämlichen Augenblick die Lampe auslöschte, welche sie in der Hand hielt. Aber aufplackernd warf diese im Verlöschen noch einen flüchtigen Lichtstrahl über die hohe Frauengestalt neben Barbara und ließ, wie es mich dünkte, dieselben wie aus Marmor gemeißelten Züge sehen, die ich aus dem Bildniß in meiner Kapsel kannte.

„Jetzt,“ hörte ich Barbara, während beide sich umwandten, zu der Anderen sagen, „jetzt, Venosta, ist es zur Neue zu früh und zu spät. Du hast es nicht anders gewollt!“

Ehe ich Zeit hatte, mir über das Alles Rechenschaft zu geben, waren Beider Stimmen draußen verhallt.

Silig sprang ich von meinem Lager auf und tastete mich im Finstern nach der Thür, die Barbara hinter sich geschlossen hatte. Als ich diese öffnete, fand ich das Zimmer leer; draußen aber in der Halle saß die Alte neben der Thür und gab sich, als ich auf sie zutrat, das Ansehen, als ob sie aus dem tiefsten Schlafe aufwöhre.

Vergebens suchte ich, von Barbara mit Vorwürfen und Ausflüchten zur Ruhe verwiesen, am folgenden Morgen Aufklärung über ihren nächtlichen Gast zu erhalten. Auf alle Fragen, die ich an sie richtete, erwiderte die Alte hartnäckig: „ob es mir denn ganz aus dem Sinn geschwunden, daß ich in der Nacht von einem jener Anfälle befallen wurde, denen ich ja, wie ich wissen mußte, in meiner Kindheit schon unterworfen war; was ich gesehen und gehört, wären Fieberbilder, der Arzt sei dagesewesen, sonst Niemand.“

Weit entfernt, mich durch ihre Vorspiegelungen beirren zu lassen, gab ich seit jenem Vorgang für immer den Gedanken auf, Barbara zu freiwilligen Enthüllungen über alles das zu bewegen, was sie von mir, von Felice und von jener Fremden wußte.

Endlich trat eine Wendung der Dinge ein, die mir Aufklärung bringen sollte! Doch um welchen Preis!

Es war an einem Sonntagmorgen. Ich war eben im Begriff, wie Felice es mir von früh auf zur Regel gemacht hatte, mit Barbara in die Messe zu gehen, da

fiel es mir zum ersten Male auf, daß die Alte sich seit einiger Zeit bunter als sonst zu kleiden pflegte, und daß sie auch auf mein Aussehen mehr Sorgfalt verwendete, als es früher ihre Gewohnheit war. Um das Mäntelchen von schwarzer Seide, das ich mir umzuhängen pflegte, wenn ich ausging, lief eine neue prunkende Spitzenfranse. Daneben lag statt des abgetragenen Hutes, den ich mir so gut es ging hergerichtet, um unsere immer spärlicher fließenden Geldquellen zu schonen, ein zierlicher Spitzenaufsatz. Als ich frug, woher dieser neue und kostspielige Zuwachs unserer sonst nur auf das Nothwendigste beschränkten Garderobe stamme, antwortete Barbara: „Sie hätte längst einen Hedeppennig erspart, um einmal auch ihre Freude an mir zu haben.“

Wir hatten, während jenes Gespräch zwischen mir und der Alten stattfand, unsern gewöhnlichen Posten in der Kirche des Cosmas und Damianus eingenommen. Es war ein breiter Eckpfeiler unweit der Apsis, einem jener Wunderwerke, die mir einst nach unserer Uebersiedelung aus dem finsternen Bicolo del Largo in Neapel in die römische Ruinenstätte diese wie eine Zauberwelt erscheinen ließ. Wie oft hatte ich hier, in einem dunklen Winkel kauend, das riesige Christusbild angestaunt, das sich mit seinen weit ausgebreiteten Armen zu den Lämmer-schaaren herabbeugte, die so scheu und ängstlich zu ihm auffahen, als ginge es ihnen wie mir, als könnten sie trotz des Schauers, den ihnen die finstere Gestalt einflögte, nicht ablassen, sie anzustarren, in der steten Er-

wartung, daß die Wölbungen sich aufthun und sie Alle sammt dem schwebenden Gottesbild hinweggetragen würden auf den rothen und goldenen Wölkchen der Apfiss. Hier hatte ich bei meiner Firmung an Felice's Seite gestanden und das in Sammet gebundene Meßbuch von ihm zum Geschenke empfangen, das auf dem Titelblatt von Felice's Hand die Worte trug: „Wer den Sieg erhält, dem will ich verborgenes Himmelsbrod zu essen geben und will ihm geben einen weißen Stein und auf demselbigen Stein einen neuen Namen geschrieben, den Niemand kennt als ich allein.“

Ich hatte das Titelblatt aufgeschlagen, meine Gedanken waren bei Dem, der jene dunklen Worte aus dem Buche der Offenbarung während meiner Einsegnung in das Buch geschrieben hatte. Wo weilte er jetzt? Wer war er und welcher Art das Band, das ihn an mich gekettet hatte?

Eine unsanfte Berührung riß mich aus den Fragen, die das offene Titelblatt in meiner Hand und die verblichenen Federzüge darauf von Neuem angeregt hatten. Als die Meßglocke geläutet wurde und das Zeichen zum Niederknien gab, schien Barbara plötzlich zu straucheln, stützte sich auf meine Schulter und warf mir, anscheinend ohne Absicht, das Meßbuch aus der Hand. Während die Alte, da ich ihr beistand, sich unbeschadet wieder aufrichtete und, das unterbrochene Meßgebet fortmurmelnd, ihren Rosenkranz hervorzog, eilte ich, mich nach dem niedergefallenen Buche umzusehen. Unter den tausend kleinen

Gaben, mit denen Felice mich einst überschüttet und die ich für die kostbarsten Reliquien der Welt nicht hergegeben hätte, war gerade dieses mir vor Allem werth.

Plötzlich fühlte ich meine über den Boden hingleitende Hand von einer anderen umklammert. Trotz der dichtgedrängten Menge, in deren Mitte wir uns befanden, war es mir nicht entgangen, daß ein vornehm gekleideter Cavalier, den ich heute nicht zum ersten Male neben mir stehen sah, sich mit mir zugleich nach dem Buche niederbeugte, als suchte er mir zuzukommen.

„Hör mich an, ich hab' mit Dir zu reden!“ flüsterte er mir ins Ohr, während sein Athem fast meine Lippen streifte und ich erschreckt zurückfuhr. War es Zufall oder ein Zeichen des Einverständnisses? In dem nämlichen Augenblick sah ich, daß Barbara und der Fremde einen raschen Blick mit einander tauschten. Ich hütete mich daher, als Jener meine Hand fahren ließ und mir das Buch hinhielt, die mindeste Aufregung merken zu lassen. Ohne daß er auch dem Anscheine nach weiter auf uns achtete, blieb er neben uns stehen, bis die Messe vorüber war. Auf dem Heimwege aber schritt er bis zu unserer Wohnung dicht hinter uns her.

„Der Prinz Mont-Alto,“ sagte Barbara, indem sie die Thür hinter uns schloß. „Wie huldreich von einem so vornehmen Herrn! Es sind jetzt zwanzig Jahre her, daß ich bei der hochgnädigen Mutter, der Fürstin Mont-Alto, als Kammerfrau diente. Was für ein schmucker Herr er geworden ist, der junge Prinz! und welch' ein

Gedächtniß er hat! Bei unserer ersten Begegnung — es sind erst wenige Tage her, daß er in dem Palazzo uns gegenüber seine Wohnung genommen hat — hieß es: „Ei, sieh da, die alte Barbara, kennt sie den kleinen Bernardo noch?“ Ja, Se. fürstliche Gnaden versprachen sogar, mich zu besuchen.“ Damit hatte es dein Anschein nach sein Bewenden.

„Der Prinz Mont-Alto,“ fuhr Giudita nach einem kurzen Schweigen fort, während eine tiefe Falte sich zwischen ihren zusammengezogenen Brauen zeichnete und ihren blassen Zügen einen scharfen gepeinigten Ausdruck gab, „mußte der Alten, von der ich nie früher gehört hatte, daß sie bei einer Fürstin des Namens Mont-Alto im Dienste gewesen, für den Fall, daß es ihr glückte mich in ihr Netz zu ziehen, glänzende Versprechungen gemacht haben. Das erlah ich aus der Vorsicht, mit der Barbara ihre Umtriebe leitete. Trotz der Andeutung, die sie schon bei der ersten Annäherung des Prinzen fallen ließ: ‘daß Se. fürstliche Gnaden sie besuchen wollten,’ war in dem Verlauf von mehreren Wochen sein Name nicht mehr über ihre Lippen gekommen. Hätte ich nicht, von Verdacht verfolgt, der an jenem Morgen in der Kirche des Cosmas und Damianus zum ersten Male in mir aufstieg, während Barbara mich in der Zeichenschule glaubte, in einem bald hier, bald dort gewählten Versteck unablässig ihr Thun und Lassen beobachtet und gesehen, daß fast täglich Botschaften zwischen ihr und dem Palais des Prinzen gewechselt wurden, so hätte sie vielleicht auf die Länge das

Spiel gewonnen. So blieb ich auf meiner Hut! Die Blicke des Prinzen, ob sie anscheinend flüchtig an mir vorüberstreiften oder ob sie mit ihrem kalten, grauen Glanz gleichgültig ins Leere starrten, schnürten mir, so oft wir uns begegneten, den Athem in der Brust zusammen. Wie in den alten römischen Cäsarenbüsten, so gab ein Gemisch von Wollust und Grausamkeit ihnen das harte, hochmüthige Gepräge, das ihn mir um so hassenswerther erscheinen ließ, als ich es recht wohl wußte, daß es sich hier um eine Jagd handelte und daß ich das Wild war, auf das der Prinz Mont-Alto lauerte. Es mochte der Alten um das Gelingen ihrer Pläne bange werden. Aber ein Zufall sollte diesen ein jäheres Ende bereiten, als sie oder ich es vorhersehen.

Ich hatte seit etwa einem Jahre angefangen, an die Fremden, die unsere Schule besuchten, hin und wieder etwas von meinen Bildern zu verkaufen. Die wenn auch nur bescheidenen Einnahmen kamen gerade zur rechten Zeit, um unsere Wirthschaft mit dem Nöthigsten zu versehen, denn schon seit Langem waren Felice's Geldsendungen uns weniger regelmäßig zugeflossen. Nach einem letzten, vor mehreren Monaten erhaltenen Brief, in dem er schrieb, daß seine angegriffene Gesundheit ihm für den Augenblick jeden Erwerb abschneide, stockten sie gänzlich.

Mehrere Tage hindurch hatte ich von früh bis spät an einer dringenden Bestellung gearbeitet und mochte mir zumal unter der Gluth der heißen Juli-Sonne zuviel zugemuthet haben. Als ich eben den letzten Strich

unter die zur bestimmten Stunde vollendete Bestellung that, versagten mir plötzlich die Kniee, ein heftiger Schwindel erfaßte mich und benahm mir den Athem, daß ich zu ersticken glaubte.

Mit Mühe gelang es mir, Barbara zu wecken, die neben mir über ihrem Spinnroden eingeschlafen war. Auf die Verordnung des Arztes, der mich schon oft vor übertriebener Arbeit gewarnt hatte, trug ich eine belebende Essenz bei mir, die ich mir von Barbara ins Gesicht spritzen ließ. Alsbald ließ der Anfall nach. Ich trat auf die Terrazza, um die Kühlung einzusaugen, die der Abendwind in die brütende Luft unserer Stube trug. Da tönten rauschende Orgellänge aus der Kirche des Cosmas und Damianus zu uns herüber.

Es war eine Hochzeit, und zwar, wie die langen Wagenreihen in den Straßen zeigten, eine reiche, fürstliche Hochzeit, die dort ihren Umzug hielt.

Mit dem süßthuenden Blick, den sie in letzter Zeit öfters annahm, stieß Barbara mich in die Seite.

„So könntest Du es auch haben, schau, gerade so, den schmucken Cavalier an der Hand, den Wagen mit der Fürstenkrone vor der Thür! Siehst Du es denn nicht? Bist Du denn mit Blindheit geschlagen? Der Prinz — da steht er und starrt Dich an! Das schöne, junge Blut! Wenn Du nur wolltest!“

Die zwinkernden Augen bald auf mich, bald auf den Prinzen gerichtet, der drüben in dem Portal seines Palastes stand, mit seiner Dogge spielte und sich den Anschein

gab, als achtete er weder auf mich noch auf Barbara — hatte die Alte mir diese Worte zugeflüstert.

Da, kaum daß ich wußte, was ich that, brach plötzlich aller Haß, aller Widerwille, den Barbara mir von jeher eingeflößt und den das Unbehagen, seit der Prinz Mont-Alto unser Nachbar war, noch mehr gesteigert hatte, fessellos wie ein Strom aus mir heraus. Noch heute, wenn ich mich frage, was ich ihr vorwarf, wüßte ich kein Wort von Allem zu wiederholen. Als ich aber Barbara wie versteinert mir gegenüberstehen sah, fühlte ich's und nicht ohne Frohlocken, daß die lange schon in mir gährende Verachtung sich einmal ganz und rückhaltlos über sie ergossen hatte.

Wie ich's schon sagte — eine Zeitlang stand Barbara da, als hätte der Schlag sie gerührt. Allmählich aber schien sie zu sich zu kommen. Aus ihrem verzerrten Gesicht schlug eine brennende Röthe, ihre Augen schienen Funken zu sprühen. „Wer bist denn Du?“ schrie sie mit ihrer heiseren Stimme, „daß Du glaubst, Unsererins ungestraft wie einen Kebrichtsetzen handhaben, schmähen und beschimpfen zu dürfen? Kannst Du mir sagen, wer Du bist?“

Als ich ihr die Antwort schuldig blieb, fuhr sie mit einem höhnischen Lachen fort:

„Die erste beste Grisette, die von sich rühmen kann: der Wüßling dort — der und kein Anderer zeugte dich mit seiner Liebsten, würde ein Psui ausrufen über Deine Geburt. Aus dem niedrigsten Psuhl, von Einer, die nicht

Einem, sondern Allen gehörte, stammst Du her! — Die Frucht der Schande, gegen die sich andere Schande noch eine Tugend dünkt! — Ja, und trotzdem hättest Du die Freundin eines Prinzen Mont-Alto werden, ein Glück genießen können, um das Dich mehr als eine vornehme Dame im Stillen beneidet hätte. Du würdest nie erfahren haben, wie es um Deine Herkunft bestellt ist! Aber Dein schwarzer Umdank verdiente es nicht anders, als daß ich aus der Schule plauderte und Dir reinen Wein einschenkte! Wenn Du es nicht glauben willst, ei, so frag bei Felice an, wie's darum bestellt ist! Der mag Dir sagen, ob die alte Barbara gelogen oder ob sie die Wahrheit gesprochen hat! Hier hast Du Tinte und Feder," fuhr Barbara wie in einem Delirium von Wuth und sich sättigender Rache fort. „Ich will Dir selbst den Empfangschein von dem Postamt holen, wenn Du sicher gehen und an Felice schreiben und von ihm volle Auskunft über das Alles erhalten willst!"

„Die giftgetränkten Reden der Alten," schloß Giudita mit tonloser Stimme ihr Bekenntniß, „hatten damit noch lange nicht ihr Bewenden. Den Rest mögt Ihr mir erlassen! — Genug — ich wußte nun, wer Felice war — der betrogene Liebhaber einer Frau, von der, wenn Barbara nicht gelogen hatte, selbst eine Grisette sich noch mit Stolz abwenden durfte. Ich wußte nun auch, wer ich war! — Das Kind jener Frau, von ihm, dem Berrathenen, von ihm, der eher Ursache hatte, mich zu hassen, als mich mit Güte zu überhäufen, gepflegt und aufgezogen.

Noch ehe Barbara geendet hatte, war mein Entschluß gefaßt. In der Frühe, während die Alte noch in tiefem Schlafe lag, stand ich auf, schnürte mein Bündel, steckte das baare Geld, das mein war, und den einzigen Schmuckgegenstand zu mir, der sich in meinem Besitz befand. Es war eine goldene, von Edelsteinen eingefasste Kapsel, die ein Frauenbildniß in sich schloß. Als Felice das letzte Mal bei mir war, ehe er mich verließ, hatte er es mir gegeben und mir bei Allem, was mir heilig war, das Gelübde abgenommen, jenes Bildniß in der Kapsel nie vor einem zweiten menschlichen Auge sehen zu lassen, wenn ich nicht seinen unverföhnlichen Zorn auf mich laden wollte, auch ihn selbst nie danach zu fragen, bis er es mir einst aus eigenem Antrieb sagen würde, wo es herstammte und wessen Abbild es war.

Jetzt ahnte ich, wer es war! Ich trug daher mehr denn je Sorge, es nicht zu verlieren und es auch, wie ich es Felice angelobt, vor keinem fremden Auge sehen zu lassen.

Das Geld, das ich übrig hatte, war eben hinreichend, um damit meine Reise bis Neapel zu bestreiten, wo ich bei meinem alten Lehrer, wenn ich ihn noch am Leben traf, einer Zuflucht sicher war.

Zu meinem Glück fand ich in der Schule bei Messer Tommaso Alles, wie ich es vor Jahren verlassen hatte. Mein alter Lehrer, der fast vor Freude weinte, als er mich wieder sah, war gern bereit, mir beizustehen. Er behielt mich eine Zeitlang unter seinem Dach und ver-

half mir dazu, daß man mir in dem Palazzo am Vicolo del Largo die alte Erkerstube wieder gab, die ich dort als Kind bewohnt hatte, in der jede Ecke, jeder Winkel mich an Felice erinnerte und an die guten Stunden, wenn er Abends bei dem ersten Ave-Maria-Geläut an das Portal draußen klopfte und ich ihm von Weitem schon auf der finsternen Stiege entgegeneilte.

Mit dem Verdienst ging es wohl Anfangs knapp, doch so, daß ich leben konnte. Das, Herr, ist meine Geschichte, weiter habe ich Euch Nichts zu sagen.“

„Weiter Nichts?“

Bei dem dringenden Ton der Stimme, in dem Octave die Frage: Weiter Nichts? an das Mädchen richtete, das stumm mit demselben schwülen, verschleierten, gleichsam nach Innen gewandten Blick neben ihm kniete, der zuerst seine Theilnahme für sie erregt hatte, da flog ein heißes Roth über Giudita's Antlitz.

„Ja doch! Ich hätte einen anderen Weg gewählt, ich hätte vielleicht viel Geld gewinnen, ein Leben voll Genuß und Glanz hätte sich mir öffnen können — denn, ob Felice es glaubte oder nicht, sein Blut fließt ja doch auch in meinen Adern, und das war heißwollendes Künstlerblut. Aber zwei mächtige Gründe hielten mich zurück. Einmal hatte ich Felice mein Wort gegeben, jenen Weg nie einzuschlagen — und dann —“.

„Wenn es einen Menschen giebt, dem Du Alles furchtlos sagen kannst, Giudita, so bin ich es! Und dann?“

„Als ich mich frug: Wo das tägliche Brod hernehmen?“

da regte die Noth wohl noch einmal den bloßen Gedanken zur Frage auf: Heißt es nicht selbst im Sprichwort: Noth kennt kein Gebot? Aber ein zweites Gelübde, das, obwohl unausgesprochen, dennoch in mir abgelegt war, hielt mich mit stärkeren Banden, als selbst die Noth es war.

Wenn es sich so verhielt, wie Barbara sagte — und hätte sie es gewagt, sich auf Felice zu berufen, wenn es nicht so war? — mußte ich mir da nicht sagen: Rechtlos, namenlos, vogelfrei bleibe ich gezeichnet und gebrandmarkt. Ich habe keine Rechte an Jugend, an Liebe, an Glück! Wer die Wahrheit kennt, muß sich mit Abscheu von mir wenden. Ich werde nie die Gattin eines rechtschaffenen Mannes sein, ich werde nie ein Kind in meinen Armen tragen.

Zwei Wege sind's, vor denen ich stehe — einen von beiden muß ich einschlagen. Auf dem ersten liegt der Fluch der Verlassenheit. Ich kenne ihn, ich bin ihn gewohnt. Er schreckt mich nicht mehr, wengleich er nicht viel anders ist als lebendiger Tod. Auf dem anderen winken das Leben, der Genuß — aber dort droht auch die Gefahr mit Trug erkaufte Glückes oder von Kämpfen, die über meine Kräfte gehen!“

„Es ist viel, was Du mir gesagt hast, Giudita, aber es ist nicht Alles! Daß ich ein Recht dazu habe, das wirst Du bald erfahren: Ich will Alles wissen, Alles!“

Wie ein Echo fuhr's durch die Blumen und Sträucher, die ihre tühlenden Zweige niederstreckten, als ob sie sich über sie breiten wollten: „Ich will Alles wissen, Alles!“

War's der Thau, der aus den Blüten und Blättern fiel, waren's vorquellende Thränetropfen, die seine Hände netzten, als er den grünen Schleier löste, unter dem Giudita ihr brennendes Antlitz verborgen hielt?

Ueberwallend, Erfüllung heischend, glühte das letzte Geheimniß, das noch zwischen ihnen waltete — das Geheimniß der Liebe, der kein Opfer zu groß, der kein Hinderniß zu schwer ist, das sie nicht überwindet, auf den Lippen, die sich zitternd suchten, sich fanden und sich dürstend an einander preßten.

\* \* \*

Den flammend heißen Tag hatte eine schwüle, sternlose Nacht verschlungen. Gellend fuhr ein Windstoß nach dem andern über das hochaufzischende Meer. Eine bleierne Wolkendecke verwandelte den Himmel in eine ebenso undurchdringliche Masse als das pechschwarze Wasserbecken, über dem er sich ausbreitete. Durch die Wolkenfetzen aber, die der Sturm hie und da loslöste, schimmerte wie ein zweiter Ocean ein einziges gewaltiges Feuer, als sollte ein Brand, gleichwie einst „die großen Wasser“, alles Lebende vernichten. Ein flimmernder Halbkreis, millionenfache Kerzen, die sich überall, von den üppigsten Prachtbauten bis in die elendesten Mansarden, entzündeten, — zeichnete sich allmählich das Stadtbild, das in der Finsterniß zuvor wie ausgetilgt schien.

Auch in dem Erkerstübchen des Palazzo am Vicolo del Fango ward es licht. Nach Athem ringend, an allen Gliedern zitternd, sprang Giudita von ihrem Lager.

Aus ihrem Auge strahlte eine unfägliche Angst. Ohne einen Laut auszustößen, öffneten sich ihre farblosen Lippen. Lange suchte sie vergebens mit ihren von kaltem Schweiß bedeckten Händen die Kerze anzuzünden. Aber kaum ergoß sich der ruhige Lichtschein durch den finsternen Raum, als Athem, Luft und Leben wie auf einen Zauberschlag die starren Glieder durchdrangen. „Mein Gott,“ flüsternte Giudita und ließ ihren Kopf wie berauscht in den Nacken fallen, „ich glaubte, ich hätte nur geträumt und Alles wäre vorbei.“ Frohlockend hing, während sie so sprach, ihr Auge an einem blüthenbedeckten Orangenzweige, der neben ihr auf dem Tischrande zwischen der Kerze und dem Messbuche lag. „Da liegt es ja, das Pfand,“ fuhr sie halblaut zu sich selbst redend fort. „Wie eine Krone schlang er mir's durch die Haare und sagte: 'Wie schön Dir der Brautkranz steht, der nie auf einer reineren Stirne gelegen hat.' Ja, das waren seine Worte, ihm bin ich rein, ihm bin ich makellos, er fragt nicht danach . . .“

Ein tiefer Seufzer entglitt ihren Lippen, wie ein Nachhall der überstandenen Angst.

Draußen das grollende Wetter, drinnen in der niederen Stube die schwüle Luft, dazu der betäubende Blüthenduft in dem engen, geschlossenen Raume! Daher der Druck, der ihr beim Erwachen die Glieder lähmte, ihr den Athem abschnitt, sie einen jener Anfälle fürchten ließ, denen sie als Kind unterworfen war, ja an dem sie hier, auf demselben Flecke, einmal schon fast erstickt war.

Behutsam, als wagte sie ihn kaum zu berühren, hob Giudita den Zweig auf, trug ihn fort und setzte ihn neben die Lampe, die in dem angrenzenden Ofen auf einem niederen Hausaltar stand und ihr dämmerndes Licht auf das Madonnenbild warf, das darüber hing. Nachdem sie einen Becher mit Wasser gefüllt, den Orangenzweig benetzt und hineingethan, zog sie ihn an ihre Lippen, brach ein paar der Blüthen ab und kehrte, diese in ihre Hand gepreßt, zurück zu ihrem Lager. Neben ihr die Kerze, die sie achtlos brennen ließ, eines der zarten Blumensiegel zwischen den halbgeöffneten Lippen, ein zweites in den über einander gekreuzten Händen, lag Giudita bald wieder halb wachend, halb im Traum.

Wenn die Erde sich öffnete und sie verschlänge, lächelte sie in sich hinein und fing in ihren großen, träumenden Augen furchtlos den letzten Blitzstrahl auf, den sie in halbem Schlaf über sich hingleiten fühlte, so würde sie versöhnt, frohlockend in den Tod gehen. Es gab ein Glück — sie hatte nicht daran geglaubt — und nun hatte sie es gekostet. O! nicht der Tod war's, den sie fürchtete. Leben und das Glück genießen oder sterben — nur kein neues Ungemach mehr! . . .

Der Zugwind, der durch das morsche Fenster pfiff, löschte die Kerze aus. Wie das wiedereinbrechende Dunkel ihr heißes, glücktrunkenes Antlitz, so verschlang der nachfolgende Donnerschlag die Worte der halblaut im Schlafe Fortredenden.

Draußen war es plötzlich still geworden. Aber Wind

und Wetter schienen nur ihre Kraft zu sammeln zu einem neuen Streich. Vom Besuch her ließ sich ein dumpfes Grollen hören. Die entfesselten Naturgewalten hatten sich gelobt, so schien es, das Paradies, das sie bedrohten, zu zertrümmern, es in eine jener Gräberstätten zu verwandeln, von denen die Bücher des Plinius und die Grüste von Herculaneum und Pompeji uns erzählen.

Während Blitz auf Blitz sich durch die Finsterniß jagte, schritt Octave draußen auf seiner Terrazza auf und nieder. Er zählte nicht wie Giudita in ihrer dumpfen Mansarde drüben zu den Glücks- oder Kummermüden, die trotz des tobenden Wetters schlafen konnten.

So oft er der Fensterhöhle des alten Palazzo gegenüber stehen blieb, glaubte er wieder Giudita's Gesang zu vernehmen; er schärfte seinen Blick, ob er die geliebte Gestalt wie sonst erscheinen sähe, und kehrte in seinen Gedanken zu dem Augenblick zurück, wo Giudita ihm ihr Inneres enthüllte, ihr brennendes Antlitz an ihn schmiegte und er die verschlossene Gluth ihrer keuschen Lippen zum ersten Male auf die seinigen überfluthen fühlte. „Es konnte ihm“, so hätte er sich vor wenigen Tagen noch geschworen, „nichts Neues, Unerwartetes begegnen. Alles, was an Mißgeschick oder auch an Genuß ersinnbar war, glaubte er durchkostet zu haben.“ Mit seinem Schicksal ausgeföhnt, verglich er die Nacht, die hinter ihm lag, mit dem Tag, der vor ihm aufstieg, und sah ihm wie aus einer langen Erstarrung wieder zum Leben erwachend entgegen.

Nur ein Gedanke, den er vergebens in dem über-

wallenden Haufsch seines jungen Glückes zurückzudrängen suchte, warf einen Schatten darüber. Ein von dem Verein, dessen Mitglied er war, an Octave ergangenes Schreiben hatte ihm erst Tags zuvor die Direction einer von ihm selbst seit Langem schon geplanten Orient = Reise übertragen. Jede Verzögerung wäre eine Art Wortbruch gewesen. Er sah sich durch seine Ehre, durch das Vertrauen, das man in ihn setzte, gebunden.

\* \* \*

Es war schon Mittag vorüber, als Octave aus dem unruhigen Halbschlaf erwachte, der sich erst mit dem anbrechenden Morgen seiner bemächtigt hatte. Eilig sprang er auf, warf sich in seine Kleider und schritt die Stiege hinab, die in den finsternen, tunnelartigen Straßendurchgang führte. Zum ersten Male klopfte er an das verriegelte Portal des alten Palazzo gegenüber. Aus der Mansarde des vierten Stockwerkes ließ sich eine Stimme vernehmen, die er an ihrem schrillen Ton erkannte. Es war die Thorschließerin, die seit Giudita's Wiederkehr aus Rom mit ihr die Wohnung theilte. Schlürfende Schritte schallten durch das Treppenhaus. Endlich drehte die Thür sich langsam in den verrosteten Angeln. Mit ihren dünnen, von Noth und Entbehrung gezeichneten Händen streckte die Alte Feldern einen Brief entgegen.

Während er ihr einen reichlichen Botenlohn in die schwieligen Finger gleiten ließ, die sie erwartungsvoll öffnete, schnürte sich ihm das Herz zusammen; all' seine Liebe verwandelte sich in Mitleid, in Erbarmen bei dem

Gedanken an die Nacktheit, an die Debe, in der Giudita's junges Leben bisher dahingewelkt war. Besorgten Blickes überflog er die mit rothem Stift hingeworfenen Zeilen:

„Ich will Dir heute die Cassandra malen. Medusa soll nicht das einzige Bild sein, das mir glückte.

Giudita.“

Ohne wie sonst seine Schritte an den prächtigen Bauten anzuhalten, die an Ueppigkeit wetteifernd sich längs der schönsten Straße von Neapel hinziehen, schlug Octave den Weg ein, der in weiten Mäander-Windungen von der Chiaja und dem Corso zu den Bauten der Museen emporführt.

Als er, an seinem Ziele angelangt, auf die Nische zutrat, wo Giudita vor ihrer Staffelei saß, schien es ihm, als wäre sie noch bleicher als sonst.

Waren es die dunkelfarbenen, zum Schutz gegen die Mittagsgluth herabgelassenen Jalousien, die sie so erscheinen ließen?

Nein, ihre Stirn, ihre Wangen, ja selbst die rastlos hin und her gleitenden Hände waren nicht weniger weiß und farblos als der Drangenzweig, den er in ihren Locken hängen sah. Als aber Octave ihr leise die Schultern berührte und Giudita ihr Haupt erhob, da sah er, daß jener finstere Glanz, der sonst aus ihrem Auge strahlte, verschwunden war.

Er athmete auf.

Die Sorge, die sie ihm einflößte, die ihn vor jedem

rauchen Hauch, der sie verletzen konnte, zittern ließ, wich dem frohen Bewußtsein, dem er sich von Neuem überließ. „Es ist die Hingabe, das gelöste Lebensrathsel,“ sagte er sich, „das sie verklärt. Es ist dieselbe Blässe, die das Antlitz der Jungfrau entfärbt, wenn ihre Lippen zum ersten Male den heiligen Kelch berühren.“

„Giudita,“ begann er, und ein Schatten von Kühlung oder Sorge glitt über seine Züge. „Laß die Arbeit und komm, ich hab Dir heute noch etwas Wichtiges zu sagen. In dem Pavillon des Archivsaales drüben werden wir ungestört sein. Der Schließer kennt mich und wird ihn mir gern öffnen.“

Betroffen blickte Giudita auf. Wieder verdüsterte sich ihr Antlitz, wieder zeigte es ihm die herben Linien, welche die Drangsale des Lebens ihm vorzeitig aufgeprägt hatten.

„Es ist doch nichts Böses, was Du mir zu sagen hast?“ flüsterte sie.

„Etwas Böses? Nein,“ entgegnete Octave und zog sie, von Ungeduld oder von Sorge gedrängt, mit sich fort, der breiten Stiege zu, die in das zweite Stockwerk und in die Säle des Archivs führte.

„Es ist uns ein Augenblick ungetrübten Glückes zu Theil geworden, nicht wahr, Giudita?“ sagte er und schlang, als die Thür des Pavillons sich hinter ihnen schloß und er sicher war, daß Niemand sie belauschte, ihren Arm in den seinigen. „Was uns auch treffen mag, die verflossene Nacht wird ein Wendepunkt bleiben in Deinem Leben und in dem meinigen.“

Mißtrauisch, fast abwehrend, wich Giudita bei seinen Worten zurück.

„Fürchte Nichts,“ drang er in sie, während er ihre kleine Hand liebte und sie an seine Lippen führte; „gewiß, es ist nichts Böses, was ich Dir zu sagen habe. Eine Probe, wie sie keinem Liebenden erspart bleibt . . . ein Auftrag ehrender Art, der mir zu Theil geworden.“

Aber ohne ihn weiter anzuhören, preßte Giudita ihre Hände wie unter einem heftigen körperlichen Schmerz über der Brust zusammen.

„Wußte ich's doch! Du wirst fortgehen — wie, Felice?“

Unter konvulsivischem Schluchzen, ihren Kopf an seine Kniee gepreßt, die sie mit beiden Armen umschlungen hielt, schien sie, so an ihn geschmiegt, Schutz vor einer tödtlichen Angst zu suchen.

Fast mit Gewalt hob Octave die widerstrebende Gestalt vom Boden auf und zog sie näher an sich heran.

„Willst Du mir noch nicht vertrauen?“ fragte Octave in einem Tone herben Vorwurfs.

„Nicht Dir mißtraue ich,“ antwortete Giudita, „aber ich mißtraue jenen finsternen mißgünstigen Mächten, die Du ja kennen mußt. Hast Du mir nicht selbst von ihnen gesprochen?“

„Sagte ich's doch!“ fiel Octave ihr ins Wort; aber vergebens suchte er zu lächeln, seine eigene Heiterkeit wieder zu finden, vergebens sich jener räthselhaften magnetischen Einwirkung zu entziehen, die nur zwischen Lieben-

den waltet, „sagte ich's doch, daß Du der Cassandra ähnlich siehst!“

„Willst Du mich glauben machen, daß ich die Zukunft voraussehe?“ flüsterte Giudita. „Vielleicht ist es so! — Ja — in dieser Nacht, als das Ungestüm des Wetters mich aus dem Schlafe riß, ich ans Fenster sprang und das Sonnenlicht, das uns wenige Stunden zuvor so heiß, so golden lachte, von dem schwarzen Wolkengischt verschlungen sah . . .“

„Giudita,“ schnitt Octave ihr die Worte ab und bedeckte ihr wie beschwörend die zuckenden Lippen mit beiden Händen, „so weit es in eines Menschen Macht steht, ist es mein Wunsch, Dich zu hüten, über Dich und unser Glück zu wachen! Du solltest es wissen! Darum rede nicht so, es ist undankbar, es ist hart, es ist vermessen.“

„Es ist hart, es ist vermessen!“ wiederholte Giudita, wie zu sich selber redend.

Mit dem alten finsternen Glanz starrte ihr Auge vor sich hin.

„War es von Cassandra vermessen, das Schicksal zu verkündigen, das sie über sich und die Thron hereinbrechen sah?“

„Du träumst! Du redest wie im Fieber.“ Zum ersten Mal bebte Octave's Stimme wie von aufsteigender Ungebuld. „Komm zu Dir! Störe nicht eigenwillig das Glück, denn, ich schwöre es Dir, so weit mein Auge sieht, so weit mein Urtheil reicht, nirgends droht eine Gefahr.“

Bittend sah Giudita zu ihm auf.

„Ich will Dir gehorchen, ich will Dir glauben!“ stammelte sie endlich, „aber ich hab' es dennoch errathen!“ und der scharfe Strahl, der unter den zuckenden Lidern hervorschoß, schien mit Gewalt in die innersten Falten einer Seele dringen zu wollen: „Du wirst fortgehen!“

„Ja, Giudita, ich werde fortgehen!“ antwortete Octave erleichtert, als er sah, daß sein Unmuth ihre Angst ernüchterte, daß Giudita wieder, flüchtig wie sonst, mit sich reden ließ. „Aber ich werde wiederkommen. Hier,“ fuhr er fort und reichte ihr den offenen Brief, dessen erbrochene Siegel das Staatswappen zeigten, „das ist das Schreckgespenst, das Du mit Stolz statt mit Angst betrachten solltest!“

Schweigend wies Giudita, nachdem sie ihn durchgelesen, auf den Schluß des Briefes.

„Unverzüglich? das heißt,“ frug sie zögernd, mit erstickter Stimme, „heute? morgen?“

„Morgen,“ antwortete Octave, „mit Tagesanbruch segelt der 'Leviathan' nach Alexandrien ab.“

„Nach Alexandrien — und weiter — und weiter,“ hauchte Giudita in demselben fragenden Ton, zugleich aber beugte sie das Haupt, die von Thränen blinkenden Augen zu ihm herab und schmiegte sich fester in seine Arme, während ihr Auge zu sagen schien, daß das Leben kein Räthsel, das Glück keine Tiefen in sich schloß, die sie nicht, wenn auch nur in der Schattendauer eines Augenblickes, durchmessen hatte.

Es ist ein Zauberbild, ist leblos ein Idol,  
Ihm zu begegnen ist nicht gut,  
Vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut,  
Von der Meduse hast du wohl gehört.

Goethe.

Es war an einem heißen Sommer-Nachmittag. Durch das hin und her wogende Menschengewühl schlenderte eine stattliche Blondine in einem lang nachschleifenden Seidenkleide.

Unweit des prunkenden Portals von Monte Carlo, das an jenem schönsten Punkt der ligurischen Küste täglich seine Hallen den zuströmenden Besuchern öffnet, blieb sie stehen und starre unschlüssig in das bunte Gewühl eleganter Herren- und Damen-Toiletten im Vestibule.

Die phantastische Coiffure, die eine Fülle langer, freiflatternder Locken zeigte, die Nonchalance der Haltung, Alles an ihr verrieth eine zweideutige, zur Schau getragene Eleganz.

Indem sie einem stutzerhaft gekleideten Cavalier neben ihr mit ihrem Fächer einen Schlag auf den Arm gab, entfernte sie sich wie zufällig von einem Haufen Flaneurs, der sich eben mit musternden Blicken um sie her gruppirt.

Raum aber hatte sie jene so weit im Rücken, daß

auch das feinste Ohr sich vergebens angestrengt hätte, zu verstehen, was die Beiden mit einander verhandelten, als sie ihrem Begleiter mit heiferer Stimme zuflüsterte: „Was meinst Du, Lothar, wagen wir es noch einmal?“

„Wir haben verdammt wenig Glück, Bella, aber wenn Du's nicht anders willst!“

„Nein, nein, ich will's nicht anders!“

„Wart' einmal, so lassen wir das Loos entscheiden!“

Damit zog Graf de Croix, der als Reisebegleiter der Baronin Maynau mit ihr seit etwa einem Monat täglich die Bank von Monaco besuchte, einen Papierstreifen aus seinem Portefeuille, theilte ihn in zwei gleiche Theile und notirte auf dem einen „Roulette“, auf dem andern „trente et quarante“. Dann kniff er die beiden Zettel in ein paar winzige Källchen zusammen und schüttelte sie lachend in die Höhlung der über einander gekreuzten Hände. „Roulette,“ rief die Baronin Maynau, die eine der beiden Rollen öffnend, während ihr Begleiter die andere mit einem „Die Pest über den ganzen Teufelsput“ in die Luft schnellte.

„Noch einmal.“

„Bah!“ fiel die Baronin ihm ins Wort, „das Geld ist rund und rollt. Ist's uns gestern aus der Tasche gerollt, so rollt's uns heute wieder hinein!“

An dem Eingang zu den beiden von Gaslampen hell erleuchteten Sälen trennte sich das Paar.

Isabella trat in die ausschließlich der „Roulette“,

ihr Begleiter, der Graf de Croix, in die dem „trente et quarante“ gewidmete Halle.

\* \* \*

Trotz der bekannten Warnung, die in Form eines weithin sichtbaren Plakats mit der Aufschrift: „N'allez pas à Monte Carlo!“ die Schaaren von Vorübergehenden statt, wie es in dergleichen Fällen zu gehen pflegt, sie abzuschrecken, nur umsomehr anlockt — wimmelte auch heute der Weg, der von Nizza nach Monte Carlo emporführt, zu allen Tagesstunden von Besuchern, die der Spielbank der Firma Blanc u. Comp. zuströmten.

Kaum daß an der Roulette noch der nothdürftigste Raum frei war, als das rothseidene Schlepplleid der Baronin Maynau sich gewaltsam zwischen ein paar Damen durchpreßte, deren herausfordernde Mienen und Toiletten über Stand und Charakter nur zu augenscheinliche Auskunft ertheilten.

„Un peu de place, s'il vous plaît,“ herrschte sie ihre beiden Nachbarinnen an, die aber wenig Lust zeigten, der in einem herrischen Ton wiederholten Aufforderung Folge zu leisten.

„De la place — parbleu!“

„Que Diable!“ stieß endlich die eine der beiden Damen in trotzigem Tone heraus, indem sie ihre beiden vollen Arme auf den Rand der Roulette stützte.

Aber ebenso wenig wie ihre beiden Partnerinnen schien die Baronin Maynau zum Nachgeben aufgelegt.

Mit einer brüsken Bewegung ihres stattlichen Ober-

körpers gelang es ihr ohne allzuviel Mühe, eine nach rechts, die andere nach links beiseite zu schieben.

Die Scene zwischen der Baronin und ihren beiden Partnerinnen drohte in einen jener scandalösen Auftritte auszuarten, die zwar all' diesen veilschendustenden, seidenrauschenden Damen an der Roulette von Monte Carlo nichts Neues waren, die sich vielmehr fast täglich in diesen prunkenden Gemächern abspielten und zu dem Luxus der Toiletten in einem nicht weniger schrillen Gegensatz standen, als die überall an den Wänden ausgehängte Warnung: „Faites attention aux voleurs!“

Mit zornsprühenden Mienen waren die beiden Heldinnen der Halbwelt aufgesprungen. Schon hatte die Dame links von der Baronin Maynau, ein bildschönes Mädchen, das ihrem Aussehen nach kaum zwanzig Jahre zählte, eine derbe, an die Adresse der letzteren gerichtete Schimpfrede begonnen, als ein an die Roulette herantretender Herr sich ins Mittel legte.

Es war ein stattlicher, schwarzbärtiger Mann, der schon draußen auf der Terrazza der Baronin Maynau, obzwar in discreter Entfernung, gefolgt war.

Mit seiner langen, schmalen, in einen perlgrauen Handschuh gepreßten Hand hielt er die feindlichen Parteien aus einander und wandte sich mit den Worten: „Pst! Mademoiselle Hermine!“ an die jüngere der beiden Damen.

„Hein! Voilà Monsieur Rigolo qui s'y mêle!“ lautete die schnippische Antwort.

Trotzdem aber zog Mademoiselle Hermine sich ohne weitere Einwendungen, so weit das Gedränge es zuließ, zurück und veranlaßte durch ein paar ihr zugeflüsterte Worte ihre Gefährtin, ein Gleiches zu thun.

Eine verbindliche Geste der Baronin deutete dem neben ihr stehen gebliebenen Cavalier an, daß der erste Schritt zu einer etwa gesuchten Annäherung nicht unbedingt abgelehnt würde.

Unbehindert beugte sich nunmehr ihre stattliche Büste über die Roulette, unbehindert folgte ihr junkelnder Blick dem Spiel, das, nur hin und wieder von dem monotonen Ruf: „Faites votre jeu!“ unterbrochen, seinen methodisch stummen Fortgang nahm.

Stunden waren verstrichen. Der rothe Sonnenball, der vorhin die Fürstenburg von Monaco und das gegenüberliegende Monte Carlo in einen lachenden Lichtstrahl tauchte, war längst am nachtschwarzen Horizont verschwunden. Statt seiner stand der Vollmond schon hoch am Himmel, als die goldenen Thürflügel des Hauses Blanc und Comp. sich hinter seinen zahllosen Gästen schlossen.

Unter diejenigen, die heute die prunkenden Säle nicht als Sieger verließen, gehörte dem Anschein nach auch die Baronin Mahnau. Schwankenden Schrittes, mit aufgelösten Haaren, die ihr, wie durchs Wasser gezogen, in langen Strähnen über Nacken und Schultern hingen, eilte sie ihrem Gefährten entgegen, der im Gegensatz zu ihrem verstärkten Aussehen in sichtlich erleichteter

Stimmung, ja mit verhaltenem Triumph im schweißbedeckten Gesicht aus der gegenüberliegenden Halle trat.

„Ich sehe schon, Märchen, das Glück war Dir gnädiger als mir,“ flüsterte sie ihm zu, während sie sich anschickte, seinen Arm zu nehmen.

Ihm aber schien es heute mit der gewohnten Galanterie nicht zu eilen.

„Sm!“ stieß er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor und drehte sich wie Jemand, der über einen Entschluß mit sich zu Rathe geht, den Schnurrbart. „Neue Verluste — wie?“

Und mit einem überlauten „Ah, Mademoiselle Hermine!“ knüpfte der Graf, ohne weiter auf die jetzt auch ihrerseits betroffenen Zurücktretende zu achten, eine Unterhaltung mit demselben Frauenzimmer an, das vorhin an der Roulette die Nachbarin der Baronin Maynau gewesen war. Ein bedeutsames Lächeln um die trotzig geschürzten Lippen, war Mademoiselle Hermine vor dem Dandy und der Baronin Maynau stehen geblieben.

Der Zufall wollte, daß sie gerade in dem Augenblicke an den Beiden vorüberschritt, als sie sich, Eins das Andere mit gereiztem Blicke messend, gegenüberstanden.

„Bon soir, Monsieur!“ antwortete das Mädchen und warf, indem sie weiter huschte, mit einer koketten Bewegung den Kopf in den Nacken, daß das Licht der Gaslampe über dem Portal das rosige Unterkinn, die perlenweißen Zähne, die etwas aufgeworfenen Lippen der jungen Courtisane in ihrer ganzen Fülle sehen ließ.

„Lothar!“ rief die Baronin mit heiserer Stimme ihrem Cavalier nach, der aber schon, ohne sich auf ihren Ruf auch nur umzusehen, dem sichernd forteilenden Mädchen gefolgt war.

Es war eine vornehm kühle Hand, die sich der Baronin Maynau auf den bebenden Arm legte, als diese im Begriff war, durch die schon halb geöffnete Thür dem draußen im Dunkel verschwindenden Paare nachzugehen.

„Soyez tranquille, Madame, soyez tranquille!“ flüsterte eine weiche, zu kaum hörbarem Flüsterton herabgedämpfte Stimme ihr ins Ohr.

Aber die gewohnte Selbstbeherrschung schien die Baronin Maynau auf eine unbarmherzige Weise im Stich zu lassen. Ihre weit geöffneten Augen starrten den schönen, schwarzbärtigen Mann vor ihr mit jenem stumpfen, gläsernen Blick an, wie man ihn bei Fieberkranken sieht, denen das ausbrechende Delirium die Sinne umschleiert. Jener aber ließ sich nicht irre machen.

„Si vous permettez, Madame!“ fuhr er in französischer Sprache fort, immer noch die feinen Fingerspitzen um das zitternde Handgelenk der Dame gespannt. „Si vous permettez — voici ma carte!“

Draußen hörten Beide den Dandy mit dem absichtlichen Entzain eines Liebhabers, der seine Schöne entweder zur Eifersucht reizen oder sie ernstlich los zu werden wünscht, mit Mademoiselle Hermine plaudern.

„Marchese della Ripa,“ sagte die Baronin Maynau, nachdem sie die Karte, die der Cavalier ihr überreichte, eine Zeitlang schweigend angestarrt hatte.

Allmählich schien sie ihrer Aufregung Herr zu werden.

Della Ripa! der Name war ihr nicht unbekannt. Es war ein altes nizzardisches Geschlecht — eine der vielen, sei es durch unglückliche Speculationen, sei es durch Steuerüberlastung, ruinirten Familien der italienischen Aristokratie.

Wenn auch — sagte Isabella sich — er konnte ihr dennoch von Nutzen sein!

An ihrer Schönheit begannen die Jahre, wenn auch nur erst mit leiser Hand, ihr Zerstörungswerk zu üben. Um Mund und Nase — o sie sah es nur zu wohl und war fern davon, es sich zu verhehlen — zeichnete sich in Stunden der Erschöpfung ein scharfer Zug. Sie war jener verhängnißvollen Lebensstufe nicht mehr fern, wo das Lächeln in dem Antlitz einer Frau zur Falte wird. Es war Zeit, mit ihren Eroberungen zu geizen, sie sich nicht muthwillig entgehen zu lassen.

„Wenn Sie die Güte hätten, Signor Marchese!“ wandte sie sich ebenfalls in elegantem Französisch zu dem Cavalier und schlang ihren Arm durch den seinigen, „wenn Sie die außerordentliche Güte hätten, dem Herrn dort zu sagen, daß ich aufzubrechen wünsche und in der kalten Nachtluft unmöglich länger warten kann, so würden Sie mich dadurch zum lebhaftesten Dank verpflichten. Zunächst bitte ich Sie indessen, mich zu meinem Wagen zu geleiten!“

Auf den Arm ihres neuen Anbeters gestützt, hatte die Baronin Maynau das zierliche Coupé bestiegen, das

längst mit seinen dampfenden Pferden an der Auffahrt hielt.

Raum aber entfernte sich Zener, um den empfangenen Auftrag auszurichten, als sie sich mit allen Anzeichen einer nicht bloß gespielten Erschöpfung in die Wagenpolster zurücklehnte. Als jedoch nach Verlauf von wenigen Minuten die Schritte der Männer auf dem knarrenden Kiesweg hinter ihr näher kamen, zeigte ihre schöne Gestalt augenblicklich so vollkommen die gewohnte straffe, herrische Haltung, daß Nichts an ihr die Mattigkeit, die Erschlaffung auch nur im Entferntesten ahnen ließ, die ihr eben erst mit bleierner Schwere in allen Gliedern zu liegen schien. Während der Marchese höflich zurücktrat, war der Graf mit einem leichten Satz neben sie in den Wagen gesprungen. „Nur die Dinge nicht zu genau nehmen, Donnerwetter, nur nicht aus einer Mücke einen Elephanten machen!“ — Mit einer halb neckischen, halb abbittenden Miene suchte er seinen Arm um Isabellens Hüften zu schlingen.

War es, um die Beleidigte zu spielen, war es, um ihre Aufregung nicht sehen zu lassen, mit einer abwehrenden Geste zog diese sich zurück. Aber ihre krampfhaft geschlossenen Lippen öffneten sich langsam, um die emporgezogenen Mundwinkel fuhr ein Zittern und Beben, in dem ein ganzes Bekenntniß überstandener Seelenangst lag.

„Stand es so um ihn? Gelang es ihr noch, so leichten Kaufes ihn wieder ins Netz zu ziehen, den losen Vogel — o so war noch nicht Alles verloren.“ Die beiden

prächtigen Racepferde, die sich vor Ungeduld bäumten und in die Halfter bissen, ließen sich das Zeichen zum Aufbruch — ein gellendes „Hüo“ des Dandy — nicht erst wiederholen. Pfeilschnell rollte das zierliche Gespann über den harten weißglänzenden Kiesweg.

Vergebens machte Isabellen's Cavalier einen neuen Annäherungsversuch. Mit derselben abwehrenden Bewegung sah er sich zurückgestoßen.

Nach einer langen, stummen Fahrt durch die taghelle Mondnacht bog der Wagen in die prächtige Avenue de la Gare ein. Mit einer fröstelnden Bewegung zog Isabella sich ihren Shawl um die Schultern.

„N'allez pas à Monte Carlo,“ glänzte in riesigen Lettern das Plakat an dem Platanenstamm ihrem fieberhaft glänzenden Blick entgegen.

Wie ein plötzlich auftauchendes Gespenst stand es da, unter den Baumshatten neben ihr.

Sie sah die schwarzen Lettern nicht nur vor ihren Augen flimmern, sie hörte ihn im Nachtwind um ihre Ohren pfeifen, unsichtbare Spukgeister schienen ihn hinter ihr herzutragen, den schrillen, warnenden Ruf: „N'allez pas à Monte Carlo!“

In dem Hotel angelangt, verabschiedete Isabella sich mit einem kurzen zerstreuten Gruße von ihrem Verehrer, ohne ihm auch nur Zeit zu einem Handkusse zu geben. Dann schritt sie trotz der späten Nachtstunde an ihrem Schlafgemach vorüber, einem von dem Dandy zu ihrer besonderen Verfügung gestellten Cabinet zu. Nachdem

sie die Thür behutsam hinter sich geschlossen hatte, zündete sie eine der Kerzen an, die in massiven Metallleuchtern auf einem zierlichen, überreich geschnitzten Schreibtische standen.

Mit der Schwere eines leblosen Körpers hatte ihre üppige Gestalt sich in den davorstehenden Sessel fallen lassen. So lag sie, die über einander geschlossenen Füße lang ausgestreckt, eine Zeitlang ohne ein Glied zu rühren da.

Eine gute Viertelstunde mochte verfloßen sein, als Isabella sich endlich wie aus einer Betäubung erwachend, aufrichtete und langsam ein verborgenes, zwischen dem doppelten Boden des Sekretärs eingefügtes Schubfach öffnete. Indem das Schloß mit einem feinen kreischenden Ton aufsprang, ließ es einen Haufen an sie adressirter Briefe sehen, deren Aufschriften durchgängig die abgemessenen, kalligraphischen Züge einer unverkennbar kaufmännischen Handschrift zeigten. In dem ungewissen Licht der schläfrig brennenden Kerze öffnete die Baronin Mahnau einen jener Briefe nach dem anderen mit ihren zitternden Händen.

Durch die niedergelassenen Damastvorhänge lugte der dunstige Schein des anbrechenden Tages. Die flackernde Wachskerze war dem Erlöschen nahe. Ein häßlicher Geruch von verbranntem Papier verbreitete sich durch das elegante Boudoir und erstickte mit seinem dumpfen Qualm den zarten Veilchen- und Drangenduft der Blumenpyramiden, die von beiden Seiten das zierliche Schreibepult einfaßten.

Ohne auf den eilen, immer stärker werdenden Dampf zu achten, ohne dem hellrothen wächsernen Fluß, der in

ungehemmtem Lauf von dem glühenden Leuchter auf die kostbare Tischplatte und von dieser auf den Teppich niedertropfte, Einhalt zu thun, saß die Baronin Maynau in dem grauen Licht des aufsteigenden Tages immer noch wie angewurzelt an ihrem Sekretär, vor ihr eine lange, mit Ziffern bedeckte Liste.

Endlich stand sie auf, schob diese weit von sich, hob sie aber, als ob sie sich anders besänne, wieder auf, überfah das nicht endende Register der immer wieder von Neuem angehäuften Zahlen noch einmal und schob es in die hell aufzischende Flamme.

„Zweimalhunderttausend Francs, die er noch wohl oder übel zahlen muß. Wohl oder übel!“

Es war ein harter, schneidender Ton, in dem sie die letzten Worte wiederholte. Kaum aber waren sie ihren Lippen entschlüpft, als sie wie ein Verbrecher, den man über seiner That ertappt, zusammenzuckte.

Täuschte sie sich, war es ein bloßer Spuk ihrer überreizten Nerven oder hatte sie wirklich einen leisen schlürfenden Tritt draußen im Corridor vernommen?

Unschlüssig streckte sie die Hand nach der Klinke aus.

Nein! sie hatte sich nicht getäuscht! Es hatte Jemand an der Thür gestanden. In Folge ihres unvorsichtig, fast laut geführten Selbstgespräches suchte der Lauscher sich mit ungeschickter Hast zu entfernen.

---

Seit Langem hatte das grämliche, altersschwarze Gemäuer mit seinem eisernen Schild über dem Portal und dessen Aufschrift: „Assisenhof von Neapel“ keinen so starken Besucher = Andrang erlebt, wie es heute der Fall war. Wenn sonst die Morgensonne all die von Wein- und Blumengewinden überwucherten Dächer, Thürme und Kuppeln in ihrem Glanze badete, so pflegte das beginnende Alltagsgetriebe sich wohl mit gleichmäßigem Pulsschlag durch die tausendfach verzweigten Verkehrsadern des ungeheuren Stadtkörpers zu verbreiten.

Nicht so heute. Unablässig bewegte der schwarze, wie ein riesiger Ameisenzug durch einander wimmelnde Menschenstrom sich stracks in einer Richtung fort. Derselben Richtung folgend, eilten die Ausschreier mit ihren hoch in die Luft gehaltenen Plakaten durch das angrenzende Straßengewimmel. Wo einer der Träger innehielt, drängte sich alsbald ein aus allen Schichten der Gesellschaft zusammengewürfeltes Publicum um die fahnenartig in die Luft wehende Ankündigung: „Zweite öffentliche Gerichtsverhandlung über den Prozeß der Baronin Isabella van Leen.“

Seit Stunden schon füllte eine unabsehbare Menschenmenge den weitläufigen Hof des ehemaligen Klosters von San Domenico mit seiner unheimlichen Aufschrift.

Als jetzt alle die unzähligen Thurmuhren der Stadt in laut dröhnenden Schlägen die neunte Morgenstunde verkündeten, da steigerte sich plötzlich draußen der Aufruhr, als hätte man die Alarmlöcke geläutet und der tobenden Menge eine unverhofft über dieselbe hereingebrochene Katastrophe angekündigt. Aber weder ein Erdbeben noch eine Feuersbrunst, noch auch eine Ueberschwemmung, nichts von dem Allen, sondern nur das winzige Metallglöckchen war's, das auf dem schwarzumhangenen Tisch drinnen in dem riesigen, weißen, mit Roccoco-Fresken decorirten Saal stand, dessen schriller Klang durch das offene Fenster hinausdrang und den Sturm erregte, unter dem das Volk, fluchend und scheltend, Einer den Anderen bei Seite schiebend, Einer den Anderen überschreiend, gegen die immer noch verschlossenen Thüren vordrang.

„Sicher hatte die Glocke der Wache drinnen,“ raunte Einer dem Andern zu, „das Signal ertheilt, die Angeklagte vorzuführen.“

Endlich öffneten sich die Thüren, deren mächtige Flügel unter dem Stoßen und Vordringen der Masse ächzten, als drohten sie aus ihren Fugen zu brechen.

Im Nu füllte der noch eben leere Raum sich bis in seinen letzten Winkel.

So unkändig zuvor das Getöse, so lautlos war die mit einem Schlage eingetretene Stille. Nicht ein Auge, nicht eine Zunge, nicht eine Hand, die noch versucht hätten sich zu rühren. Denn dort bestieg soeben die Stufen, die zu einer Art Tribüne emporführten, die schöne Frau, von

einer Anklage bedroht, wie sie nicht leicht schimpflicher sein konnte, um sich vor den Schranken des Gerichts gegen den auf ihr lastenden Verdacht zu rechtfertigen.

„Isabella van Leen“, wandte sich der Vorsitzende der Jury an die tief verschleierte Frauengestalt auf der Anklagebank, „die Vorschrift des Gesetzes verlangt, daß Sie sich das Haupt entschleiern!“

Seitdem die Baronin Maynau — es waren heute gerade vier Wochen — sich genöthigt sah, ihr elegantes Hotel gegen eine Gefängnißzelle zu vertauschen, pflegte man sie nur, wie früher, kurzweg Isabella van Leen zu nennen.

Raum wandten sich die tausend und abertausend neugierig gespannten Blicke der schwarzen, von der rings hinlaufenden Pallisade wie ein Käfig umspannten Tribüne zu, als sich von Neuem ein Gemurmeln des Staunens und der Bewunderung durch die Menge verbreitete und Alles in der Richtung nach der Anklagebank vorzudringen suchte. Hatte diese doch, so lange sie ihre Opfer von dem umzingelten Sitz aus zur Schau stellte, sich vielleicht nie einer fesselnderen Erscheinung zu rühmen gehabt.

Erst auf die wiederholt von dem Präsidensitz erlassene Drohung: Jeden, der sich noch zu rühren und die vorschriftsmäßige Ordnung zu stören wage, hinausweisen zu lassen, ward es wieder still.

Ein neuer Befehl des Präsidenten bedeutete der Angeklagten sich zu erheben, um den gegen sie erhobenen Anklageact zu vernehmen.

Wie diese sich aufrichtete, das undurchdringliche Antlitz, die ruhig aufgeschlagenen Augen auf den Actuarius ihr gegenüber gerichtet, da schien sich in mehr denn einem ihrer Zuschauer in die Neugier, in die Bewunderung ein Gefühl von Grauen zu mischen, in mehr denn einem der auf sie gerichteten Blicke sich die Frage zu spiegeln: Ob es überhaupt etwas gab, was diese wie aus Erz gegossene Gestalt aus ihrer Ruhe zu bringen vermochte?

In der That schien selbst die Bewegung, die ihre Schönheit hervorrief, wirkungslos an ihr abzurallen, nichts über die kalte Aufmerksamkeit zu vermögen, mit der Isabella van Leen der Verlesung der Anklage von Anfang bis zu Ende zuhörte.

„Am Morgen des 10. August,“ begann der Actuarius seinen Vortrag, „entdeckte der Abends zuvor aus Nizza in Neapel angelangte Graf de Croix einen an seiner Kasse verübten Diebstahl. Von der Schuld seiner Reisegefährtin, der Baronin Isabella van Leen, überzeugt, setzte er das Gericht in Kenntniß. Auf die von Seiten des Grafen erfolgte Denunciation wurde die Baronin van Leen alsbald verhaftet. Von Nizza aus hatte die Angeklagte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes die Bank von Monaco besucht und wiederholt bedeutende Verluste erlitten.

Einer zwischen dem Grafen und der Letzteren getroffenen Vereinbarung gemäß wurden die Verluste der van Leen, die indessen eine zwischen Beiden fixirte Summe nicht übersteigen durften, von dem Grafen de Croix ersetzt.

Nach der Aussage des Letzteren aber wurde der zur Bedingung gestellte Betrag von der van Leen zu wiederholten Malen überschritten. Bei jeder Mahnung, bei jedem Vorwurf, den Graf de Croix laut werden ließ, pflegte die van Leen mit der Lösung des zwischen ihnen bestehenden Verhältnisses zu drohen.

So ging es eine Zeitlang fort. Da wandte sich das Glück zu Gunsten der Dame. Nicht nur, daß der Graf sich nicht mehr genöthigt sah, für die Letztere einzutreten, in wenigen Tagen war die auch in seiner Klasse eingetretene Lücke mehr als ausgefüllt.

Mehrere Tage hindurch hielten sich die Chancen der Baronin van Leen auf einer schwindelnden Höhe. Dann aber schlugen sie um und die vorigen Zerwürfnisse nahmen ihren Fortgang.

Die letzte gemeinsame Fahrt des Grafen de Croix mit der van Leen nach Monte Carlo wurde am 8. August unternommen. Der Graf, der seinerseits mit Glück gespielt und eine bedeutende Summe gewonnen hatte, schloß aus dem verstörten Aussehen der van Leen, daß das Glück ihr auch heute nicht nur nicht gelacht, sondern sich dem Anscheine nach entschiedener als je zuvor wider sie gewandt hatte.

In ihrer gemeinsamen Wohnung in Nizza angelangt, schloß sich die Angeklagte, ohne sich weiter über ihre Mißstimmung auszulassen, in ein zu ihrer besonderen Verfügung stehendes Cabinet ein. Die Ahnung neuer Scenen und mit diesen verbundener Geldforderungen ließen, seiner

Aussage gemäß, auch den Grafen nicht ruhen. Da die Baronin van Leen, obgleich der Tag draußen bereits dämmerte, sich noch nicht sehen ließ, kleidete er sich an, um sie aufzusuchen. Nachdem er sich vergebens in den anstoßenden Räumen nach ihr umgesehen, überzeugte sich Graf de Croix, daß die van Leen immer noch in ihrem Boudoir verweilte. Er näherte sich der verschlossenen Thür, hörte Jene drinnen auf und ab gehen und mit sich selbst reden.

„Zweimalhunderttausend Francs, die er noch wohl oder übel zahlen muß,“ das waren die Worte, die der Graf de Croix seiner mit dem Eide bekräftigten Aussage gemäß von der van Leen aussprechen hörte.

Graf de Croix, seinen gänzlichen Ruin befürchtend, nöthigte die Angeklagte, noch an demselben Tage Nizza zu verlassen und nach Neapel zu gehen, wo bereits von Nizza aus ein Appartement in dem „Hotel de Paris“ am Corso bestellt war.

Am Abend des 9. August langten die beiden Reisegenossen in Neapel an.

In der Frühe des folgenden Morgens entdeckte de Croix den an seiner Kasse verübten Einbruch. Derselbe belief sich genau auf die Summe von 200,000 Francs. Unmittelbar vor seiner Abreise von Nizza hatte der Graf seine Kasse noch einmal revidirt und ihren Bestand in Ordnung gefunden. Der Diebstahl konnte somit nicht in Nizza begangen worden sein, was auch aus weiter anzuführenden Umständen erhellt. Ebenso wenig konnte nach der Aussage des Klägers den getroffenen Vorsichts-

maßregeln gemäß die Entwendung während der Reise stattgefunden haben. In Neapel aber war die Schatulle, die das Geld enthielt, von dem Grafen sofort in Sicherheit gebracht worden, indem er sie mit eigener Hand in einen zweiten, größeren Koffer einschloß. Beide Kisten, sowohl die größere als die kleinere, waren mit einem Dietrich erbrochen. Bei der gerichtlichen Untersuchung aber stellte es sich heraus, daß die van Leen in dem doppelten Boden eines mit ihren Chiffren gezeichneten Handkoffers, der dem Untersuchungsrichter nicht entgangen war, die genannte Summe in Louisd'ors, außerdem noch einige Hundertfrancsbillets verborgen hatte.“

Der Anklageact war verlesen.

Unter fortdauernder Stille erhob sich die hagere Gestalt eines Mannes, den seine schwarze Toga als Redner des Forums kennzeichnete, von einem Sessel, den nur das Gitter der Pallisade von der Tribüne der Angeklagten trennte.

„Der Verteidiger der van Leen!“ flüsterte das eingeschüchterte Publicum sich jetzt leise Eins dem Anderen zu.

„Eine Spinne, die ihr Handwerk versteht! Wen sie fangen will, den fängt, den verwickelt, den erdrosselt sie — da giebt's kein Entrinnen. „Wenn sie aber Einen herauswinden will?“

Oh! und wenn die Schuldbeweise berghoch zu Tage liegen!“

Ein Wink des Präsidenten bedeutete der Angeklagten, daß es ihr gestattet sei, sich niederzulassen.

Mit derselben automatenhaften Ruhe, die sie vorhin gezeigt hatte, als sie von ihrer Bank aufstand, um sich wie am Pranger von der Menge mustern zu lassen, folgte Isabella van Leen der Erlaubniß, während der Vertheidiger, über die Balustrade vorgebeugt, ihr ein paar Worte zuflüsterte. Es schien eine Frage gewesen zu sein, die mit einem bejahenden Kopfnicken beantwortet wurde.

Zugleich verrieth sich zum ersten Male in den Zügen der Angeklagten eine vorübergehende Bewegung. Etwas wie ein verhaltenes Lächeln zuckte um die festgeschlossenen Lippen.

Derselbe lächelnde Ausdruck funkelte in den großen, kalten Augen, als der hagere, grauhaarige Mann an ihrer Seite mit der üblichen Formel die Jury aufforderte, ihm das Wort zu gestatten. Trotz der scharfen Linien, die seinem Profil eine in die Augen fallende Ähnlichkeit mit dem eines Raubvogels gaben, trugen die Gesichtszüge des bereits an das Greisenalter streifenden Mannes den Stempel einer unumstößlichen Ruhe und Selbstbeherrschung. Nur das Auge blickte mit Feuer. Dieses Feuer schien an Intensität zuzunehmen, so oft es an einem Manne von derben Körperbau ihm gegenüber streifte, auf dessen athletischen Schultern ebenfalls die schwarzseidene Toga ruhte.

„Auf die von dem Grafen de Croix gegen seine Reisegefährtin Isabella van Leen erhobenen Klagen,“ begann der Vertheidiger der Angeklagten seine Rede, den Blick immer fest auf seinen Partner gerichtet, „behaupten wir,

daß der vorgebliche Diebstahl von dem Kläger selbst ausgeführt und das leitende Motiv des von ihm begangenen Verbrechens ein von de Croix der Angeklagten gegenüber vorgefaßter Racheplan war.“

In der augenscheinlichen Absicht, durch seine mit dem Sarkasmus eines Orakelspruchs ertheilte Enthüllung eine Wirkung auf das Publicum auszuüben, wie etwa die Explosion einer von Niemand geahnten Mine sie hervorbringen würde, hielt der Redner inne. Zugleich richtete sein Blick sich noch fester auf den vierschrötigen Mann in der Toga ihm gegenüber, an den er ausschließlich seine Worte zu richten schien, während Jener sich mit einem verächtlichen Lächeln den Bart strich.

„Die Jury wird sich alsbald überzeugen!“

Mit einem Blicke, in dem eine vorübergehende Unruhe aufblitzte, sah der Redner sich während der abermals eingetretenen Pause nach seiner Clientin um, fuhr aber dann in seinem leidenschaftslosen, gleichmäßigen Tone fort: „In Folge eines uns anvertrauten Dokumentes sind wir in den Stand gesetzt, die von uns aufgestellte Behauptung mit Beweisgründen der schlagendsten Art zu unterstützen. Ehe wir uns jedoch desselben bedienen, fordern wir Isabella van Leen auf“ — und wieder stockte die Stimme des Redners, und wieder zuckte in seinem Auge etwas wie Zweifel und Besorgniß auf — „uns öffentlich ihre Zusage zur Verwendung jenes in unseren Händen befindlichen Dokumentes zu ertheilen.“

Nach einem kurzen Zögern, während dessen die Stirn

des Redners sich mit hellen Schweißtropfen bedeckte, erhob sich die Baronin van Leen von der Anklagebank.

„Ich gebe Ihnen die gewünschte Zusage.“

Während der mit fester Stimme erteilten Antwort aber kehrte sie sich mit einer langsamen Wendung des Hauptes von ihrem Vertheidiger nach einer zweiten, diesem gegenüber befindlichen Tribüne, wo unter den übrigen Zeugen auch der Graf de Croix seinen Posten einnahm. Beider Blicke begegneten sich, Beider Mienen sagten sich: „Wir kennen uns, wir wissen, was wir Eines von dem Anderen zu erwarten haben!“

„Graf de Croix an Kurt von Hennings,“ fuhr der Redner, während des stummen Zwischenspiels zwischen dem Kläger und der Angeklagten einen Brief entfaltend, fort. 'Ich habe auf ein vor einigen Tagen an Sie gerichtetes Schreiben keine Antwort erhalten. Indessen bin ich von Ihrem Uebelbefinden unterrichtet. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich Ihr Schweigen auf jenes zurückführe. Ich wiederhole Ihnen daher: Für Sie sowohl als für mich hat die Stunde der Vergeltung geschlagen. Betrogen und ruinirt wie Sie, fordere ich Sie auf, mich in gewissen Maßregeln gegen die Intriguantin zu unterstützen, der wir Beide, Sie so gut als ich, so gut als tausend Andere ins Netz gegangen sind. Alles, warum ich Sie bis auf Weiteres ersuche, ist die Bitte, mir einen Brief zukommen zu lassen, in welchem der Charakter der van Leen, Ihren eigenen Erfahrungen gemäß, in seinem wahren Lichte dargestellt wird. Diesen Brief ersuche Sie

in das „Hotel de Paris“ in Neapel zu adressiren. — In Erwartung Ihrer Antwort — statt der Unterschrift trug das der Jury vorgelegte Schreiben ein mit schwarzer Tinte gezeichnetes Kreuz. Nizza, den 9. August (in der Früh). „Dieser Brief ist am 9. August von Ihnen, Graf de Croix, an den Oberst Hennings abgesandt, von dem Letzteren aber sofort der Baronin van Leen zurückgestellt worden. Als der Brief anlangte, hatte die Baronin van Leen kaum noch Zeit, ihn unerbroschen in ihrem Gewande zu verbergen. Fast in demselben Moment stand der Untersuchungsrichter mit dem Verhaftungsbefehl an ihrer Thür. Der Schreck, die Bestürzung, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel hereinbrechende Katastrophe hatten die Dame den in einer Seitentasche ihres Morgenewandes verborgenen Brief völlig vergessen lassen. Erst heute fiel er ihr wieder in die Hände, da sie zufällig seit ihrer Verhaftung jenes Kleid nicht mehr getragen hatte. Wir übergeben ihn hiermit — wie wir hoffen — als vollgiltiges Entlastungsargument der Jury.“

Mit leicht erblaßtem Gesicht hatte sich bei den an ihn gerichteten Worten der ehemalige Liebhaber der Baronin van Leen erhoben. Beide Hände auf den Tisch gestemmt, etwas von Lücke, von Niederträchtigkeit, von schändlich an ihm geübten Betrug in sich hineinmurmelnd, schien sein auf die Jury gerichteter Blick diese anzusehen, daß man ihm, ehe der Redner fortfuhr, das Wort gestatte.

Erst als die stumme Bitte durch eine verneinende

Geste des Vorsitzenden zu wiederholten Malen zurückgewiesen wurde, hatte der Dandy, seine sonst so elegante Haltung ganz vergessend, sich in seinen Sessel zurückgeworfen.

„Für jetzt,“ hub unterdessen der Vertheidiger der Baronin van Leen an, „haben wir der Jury einen zweiten Brief vorzulegen. Kurt v. Hennings an Isabella Baronin Maynau: 'Ich eile, Madame, Ihnen das beifolgende Schreiben zu übersenden, und hoffe, Sie noch rechtzeitig vor einer — wie ich voraussetze — gegen Sie angezettelten Intrigue zu warnen. Krank, meinem Schicksale verfallen, mit einer Art schleichendem Fieber behaftet, über dessen Ausgang mir kein Zweifel weiter übrig bleibt, habe ich mit der Vergangenheit abgerechnet. Auch ist es nicht, um auf diese zurückzukommen, daß der schimpflich aus den Reihen der kaiserlichen Armee gestrichene Oberst Hennings dieses Schreiben an Sie richtet, sondern in Ihrem eigenen Interesse, Madame, um Sie zu warnen. Sie sind in gefährlichen Händen. Wie aus einem schon früher an mich gerichteten Briefe erhellt, den ich bedaure vernichtet zu haben, hat ein Individuum, das, wie es scheint, Ihnen in Nizza nachgegangen ist, ein gewisser Marchese della Rippa, die Eifersucht des Grafen de Croix erregt. Sie müssen ihn in letzter Zeit oft zur Ungeduld gereizt haben. Sehen Sie sich vor, Madame, daß aus dem Allen nicht schlimme Folgen für Sie erwachsen. Ihnen, so weit mein Gesundheitszustand es gestattet, meine Dienste zur Verfü-

gung stellend, zeichne ich mich, Kurt v. Hennings, Marienheil, Kurort in Süd-Tirol.'

„Graf de Croix,“ ließ sich von Neuem die dröhnende Stimme des Redners vernehmen, „können Sie leugnen, der Verfasser des an Oberst Hennings gerichteten Briefes zu sein?“

Vergebens warteten alle die tausend und abertausend dem Aufgerufenen zugewandten Blicke auf eine Antwort. Statt auf die an ihn gerichtete Frage die geforderte Erklärung abzugeben, starrte der Dandy seine ehemalige Geliebte auf ihrem unheimlichen Posten mit einem Lachen an, in das sich ein ganzer Abgrund von Haß, Furcht und Verachtung zusammendrängte.

„Die Verhandlung,“ unterbrach der Vorsitzende die abermals eingetretene Todtenstille, „ist für heute aufgehoben. Graf de Croix, Sie sind verhaftet. Ihre Aussage überantwortet Sie, als des Meineides verdächtig, dem Gerichte.“

Todtenbleich, ohne ein Glied zu rühren, hatte der Aufgerufene, seiner Sinne kaum mächtig, den mit laut erhobener Stimme erlassenen Befehl über sich ergehen lassen. Nur als die Wache auf den so plötzlich aus dem Kläger in den Angeklagten Verwandelten zutrat, ließen seine Bewegungen errathen, daß er sich wehren wollte.

Aber wie vom Schlage getroffen, haltlos, wie ein Verzweifelter anzuschauen, erstarb ihm das Wort auf der Zunge. Erst nachdem eine der umstehenden Wachen ihm zu wiederholten Malen Wasser ins Gesicht gespritzt

hatte, begann die wie ohnmächtig zusammengesunkene Gestalt sich allmählich wieder zu beleben. In dem ersten Moment des wiederkehrenden Bewußtseins aber rafften die sonst so schlaffen Züge des Dandy sich zu einer Energie auf, die plötzlich einen anderen Menschen aus ihm zu machen schien. Zugleich stieß er mit zwar bebender, aber bis in den Hofraum hinaus hörbarer Stimme die Worte aus: „Den Brief habe ich geschrieben, das ist Alles. Wenn ich gelogen habe, so will ich mich selbst einen Schurken heißen!“ Trotz des Eindrucks zu seinen Gunsten, der in dem Forum, in der nicht weniger als die Person des Verhafteten wie vom Donner gerührten Menge vorherrschte, schickte die herantretende Wache sich an, dem erhaltenen Befehl Folge zu leisten.

Auf das Zeichen zum Aufbruch, das einer von ihnen ertheilte, indem er mit dem Kolben seines Gewehrs gegen den Boden stieß, folgte der Graf de Croix ohne jegliche weitere Einwendung, ja sogar in ruhiger und gefasster Haltung der voranschreitenden Wache. Nur einmal drohte die vorige Sinnesverwirrung sich aufs Neue seiner zu bemächtigen. In dem immer noch von der lärmenden Menge überfüllten Raum ließ sich kein anderer Ausweg finden, als dicht an der Anklagebank entlang.

Da, auf der niedersten Stufe der Tribüne, stand Isabella van Peen und blickte dem stumm vorüberschreitenden Zuge mit demselben heißen, leuchtenden Blick nach, der vorhin die Rede ihres Vertheidigers im Voraus schon bewillkommt hatte.

Das ungewöhnliche Aufsehen, das die gerichtliche Entziehung einer ihrem Titel nach zu der haute volée der Gesellschaft zählenden Dame hervorrief, hatte sich im Publicum durch die nach wenigen weiteren Verhören erfolgte Freisprechung der Angeklagten und die mit dieser verbundene Vorladung ihres vorherigen Klägers, des Grafen de Croix, nur umsomehr gesteigert.

Wenn die Aussagen der Blätter sich bestätigten, die täglich neue Erörterungen über den Proceß van Leen — de Croix und über die schwebende Frage brachten: Ob die Baronin van Leen wirklich der unschuldige und der Graf de Croix der schuldige Theil sei, oder ob die Erstere den davongetragenen Sieg nur der glücklichen Wahl ihres Verteidigers verdankte? — wenn jene Aussagen sich bestätigten, so stand die Ankunft eines neuen Zeugen, jenes Kurt v. Hennings, in Aussicht, dessen Intervention die Freisprechung der Baronin van Leen nach sich gezogen hatte.

\* \* \*

Seit der Freisprechung der Baronin van Leen war ein Zeitraum von etwa vier Wochen verstrichen, als wiederum eine Menschenmenge, wie man sie sonst nur bei Volksfesten, hohen kirchlichen Funktionen oder bei der Hochzeitsfeier fürstlicher Häupter zu sehen gewohnt war, die ohnehin volkreichste Stadt des Südens überschwemmte.

Mit der beginnenden Morgendämmerung schon hatte eine doppelte Linie von Carabinieri mehrere der Straßen und Winkelgäßchen, die von dem Tribunal zu dem Assisen-

hof führten, besetzen müssen, so gehäuft stand die Volksmenge beisammen, denn der Graf de Croix, rief eine Gruppe der andern zu, würde durch eben dieses Straßenlabyrinth kommen, um in seiner eigenen Equipage, aber von Carabinieren begleitet, in den Affsenhof abgeführt zu werden, den er nicht vor dem entscheidenden Abschluß der Debatten verlassen sollte.

Es mochte etwa sieben Uhr Morgens sein, als in der That die von Carabinieren umringte Kutsche, aber mit herabgelassenen Vorhängen, ohne von ihrem Insassen etwas sehen zu lassen, vorüberrollte, wie ein Blitz das von Schutzpatrouillen umgebene Straßenlabyrinth durchkreuzte und den enttäuschten Menschenswarm in der von ihr vorgezeichneten Richtung mit sich fortzog.

Zwei oder drei Stunden später füllte dieselbe vor Neugier siebernde Masse den Saal des Affsenhofes. Weniger denn je sah letzterer einem Ort von so düsterer Bestimmung ähnlich, wie nur das Schild über dem Portal draußen es zu erkennen gab.

Die bunten Fresken an der Wölbung der Decke mit ihrem phantastischen Rococostil, das wie zu einer öffentlichen Lustbarkeit gepuzte Publicum der reservirten Tribünenplätze entsprach ebenso wenig dem düsteren Character des Vorganges, dem es entgegenharrte, als die theils abgespannten, theils ungeduldigen Mienen der Geschwornen, die den Schlußact eines Dramas mit Sehnsucht zu erwarten schienen, dessen sie müde waren.

Erst als der dreimal wiederholte Glockenton das Signal

zum Beginn der Verhandlung gab, wich das vorige *laisser-aller* im Zuschauerraum wie auch unter den Geschwornen einer lebhaften Bewegung der Theilnahme.

„Die Mutter des Grafen de Croix, die Familie des Angeklagten,“ pflanzte es sich von Mund zu Mund fort.

Auf den Arm eines greisen, mit Ordenssternen geschmückten Cavaliers gestützt, trat eine tief in Trauer gekleidete Frau ein und ließ sich auf einem der Anklagebank gegenüberstehenden Sessel nieder.

Dem voranschreitenden Paare folgte der Vertheidiger des Grafen de Croix.

Es war dieselbe berbe, breitschulterige Gestalt, deren bloßer Athem ihrem Aussehen nach genügen mußte, um ihren Gegner, den hüftelnden engbrüstigen Mann, aus dem Felde zu schlagen, der, unscheinbar und dürr wie ein Pfahl, aus der Mitte der um ihn geschaarten Geschwornen und Berichterstatter hervortrat und dem Ersteren gegenüber seinen Sitz einnahm. Trotzdem aber ließ sich an der finster brütenden Haltung leicht erkennen, daß es eher der Ingrimme eines erliegenden als die Streitlust eines flegvertrauenden Kämpen war, die sich in seinen Mienen ausdrückte.

Mit einem Schläge erhellte sich jedoch das zuvor so stumpf vor sich hinbrütende Antlitz des Vertheidigers. Indem er sich halb von seinem Sessel erhob, winkte er wie zum Gruße mit der Hand in der Richtung der Tribüne zu, auf der die Zeugen der beginnenden Verhandlung ihre Sitze eingenommen hatten.

Es war eine seltsame, fast bettelhaft zerlumppte Gestalt, der die stumme Bewillkommnung des Vertheidigers galt. Kaum aber hatte die letztere jene den Zeugen eingeräumte Tribüne betreten, als es wie ein elektrischer Schlag von dem einen Ende des Saales bis zum anderen forthatte: „Baldassare, der vor vielen Jahren verschwundene, wie von der Erde verschlungene Kapellmeister von San Carlo.“ Bis zur Unkenntlichkeit entstellte, war der mehr von Fetzen als von Kleidern umhüllte Mann um einige Schritte vorgetreten. Als er sich dem Sessel näherte, auf dem die Baronin van Leen als Zeugin heute dem Angeklagten gegenüber saß, schien er nicht nur seine Schritte, sondern auch seinen Athem anzuhalten.

Den Kopf auf die Brust gebeugt, wurde in demselben Augenblick der Graf de Croix an der Barrière vorübergeführt, die rings um den Raum hinlief, den der Gerichtshof einnahm. Da durchschnitt plötzlich eine laute, gellende Stimme die eingetretene Stille: „Heda! Colledge, Muth gefaßt! Die Sonne bringt es an den Tag!“ und ehe noch das Publicum Zeit fand, sich über den seltsamen Zwischenfall Rechenschaft zu geben, ließ sich dieselbe Stimme nochmals vernehmen: „Ei! sieh da, Benosta!“

Bergebens suchten die Umstehenden den mit drohender Miene Dastehenden zur Ruhe zu weisen.

„Jeder Hund hat seinen Tag!“ damit streckte der neue Zeuge seinen Arm wie zur Abwehr gegen den Vorsitzenden der Jury aus, der sich von seinem Sitz erhob,

um augenscheinlich zu irgend einer entscheidenden Maßregel zu greifen. „Jeder Hund hat seinen Tag! Heute habe ich den meinigen! Heute will ich reden, bei Gott und den Heiligen.“

Wie sich jetzt das scharf markirte Profil, die gewaltige Adlernase, die dünnen, farblosen Lippen der hochaufschaukelnden Menge zuwandten, da ließ sich dasselbe Gemurmel nur lauter, lebhafter von allen Seiten vernehmen: „Baldassare, der Dirigent der Chöre von San Carlo!“

„Der Dirigent der Chöre von San Carlo!“ wiederholte der Zeuge und nickte wie bejahend mit dem Kopfe, indem er noch ein paar Schritte vortrat, so daß er jetzt die Arme drohend übereinander geschlagen, das Auge in einem fast rothen Licht aufglühend, dem Sessel gegenüberstand, den die Baronin Maynau einnahm.

Stumm, das Haupt zurückgelehnt, hatte diese in ihrer vorigen Haltung nichts geändert, nur daß ihre Wangen unter der leicht aufgetragenen Schminke erblaßten und ihre Augen nicht mehr dem Grafen de Croix folgten, hinter dem sich eben das eiserne Gitter der Anklagebank schloß, sondern den vor ihr stehenden Mann wie ein Gespenst anstarrten.

„Ja wohl, der Kapellmeister Baldassare, der mit Schimpf und Schande von seinem Posten entlassen wurde, nur weil er den magischen Augen der Sphinx dort zur Unzeit begegnete. Wer hätte jemals gedacht, daß wir uns so wiedersehen sollten, Benosta?“

Trotz der Aufregung, die mit Fieberglanz aus den

Augen des ehemaligen Kapellmeisters von San Carlo sprühte, war es diesem offenbar nicht entgangen, daß der Vorsitzende der Jury mit sich darüber uneins war, welche eine Haltung er sich einem so unverhofften Zwischenfall gegenüber vorschreiben sollte.

„Der Oberst Hennings, den Sie erwarteten, ist nicht gekommen!“ begann er von Neuem, während der Präsident dem Vertheidiger des Grafen de Croix einige Worte zuflüsterte und sich, ohne dem Redenden Einhalt zu gebieten, nachdem er mit Jenem einen Blick des Einverständnisses gewechselt hatte, in seinen Sessel zurücklehnte. „Wie Sie sehen, bin ich unterrichtet. Es fehlt somit ein wichtiger Posten unter den einberufenen Zeugen. Der Oberst Hennings, meine Herren, wird auch nicht kommen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er anderweitig berufen ist.“

Bei diesen Worten unterbrach sich der Redner mit einem gellenden Pfiff und warf die hagere Hand in die Luft, wie Jemand, der einem Anderen einen Abschiedsgruß zuwinkt.

„Das heißt, daß er vor einem anderen Tribunal zu erscheinen hat, das — mit Erlaubniß, meine Herren — noch weniger Federlesens macht als das Ihrige! Der gute Oberst Hennings, Sie können sich darauf verlassen, wird auch bis auf Weiteres nicht im Stande sein, die sonst von ihm geübten ritterlichen Pflichten zu erfüllen. Ich bedaure, Madame, aber auch Sie haben einen Ihrer chevaleresksten Verehrer eingebüßt! An seiner Stelle

meldet sich ein Anderer, der Älteste von Allen, um seine Bekanntschaft zu erneuern!“

Fühlte Baldassare sich durch den Entschluß der Jury, ihm, es folge daraus, was da wolle, freien Spielraum zu lassen, fortgerissen, übte die alte Gewohnheit, im Publicum Tausende von Blicken, die an ihm hingen, vor sich zu sehen, einen Zauber — mehr und mehr glich seine Haltung eher der eines Improvisators, der seines Erfolges gewiß war, als der eines Klägers vor dem Richterstuhl der Justiz.

„Wie heißt doch das alte Lied, Venosta, das Du als Mädchen, du zähltest damals eben fünfzehn Jahre, zu singen pflegtest, so oft Du am Lido Deine Wäsche trocknetest, ohne noch von all den Baronen- und Grafenkronen zu träumen, die Du Dir in Zukunft auf Deine blonden Locken setzen würdest? Ja, ja, es kam die Zeit, wo Du Dir sagtest, daß so eine prächtige Lockenfülle einen vornehmeren Schmuck zu tragen verdiente, als der arme Violinpieler Dir mit seinen schwieligen Händen hineinstochte. Wie heißt doch das alte Lied, Venosta?

Mich dünkt, die elf langen Verse schlossen mit dem Refrain: ‘Die Sonne — die Sonne bringt’s an den Tag!’ Es war doch eine hübsche Zeit, Venosta, wenn ich Abends in Dein Stübchen trat, wo die sauber ausgehängte Wäsche selbst in der heißesten Sommergluth eine feuchtkühle Luft verbreitete, und ich herzuküßlich und Dich so mit beiden Armen umfaßte und die Hände in Deine Locken vergrub, während Du das alte Lied von dem ver-

rathenen Buhlen vor dich hin sangst: 'Die Sonne bringt's an den Tag!' — oder wenn Du, mit glühenden Wangen über das Bügeleisen gebeugt, Nichts davon merkest, daß ich mich vom Canal draußen auf die Stiege und von dieser durch's Fenster hineingeschwungen und auf den Fußspitzen hinter Dir herrschlich — oder wenn ich in der Gondel an das Fenster hinanglitt, mit der Zither in das Lied einfiel und es begleitete, bis in dem Dachstübchen, das keine andere Beleuchtung kannte, als die der Mond des Abends hineinwarf, Dein zierliches Köpfchen in dem engen schwarzen Rahmen, wie von einem Heiligenschein umfaßt, erschien und ich mich frug: Was wohl in der stillen Nachtlust köstlicher bligte, die Mondstrahlen, die wie goldene Schlangen durch's Wasser schlüpfen, oder die rothblonden Locken, die um Deine schwarzen Augen und Deine schwellenden Lippen spielten! Und wenn Du dann Deine Arme herabstrecktest, Deine bloßen, rosigen Arme, und die Haare schütteltest und in die Gondel herabrießst: 'Ich komme!' Ja, Venosta, das war doch eine hübsche Zeit! Nur schade, daß sie sobald ein Ende nahm.

Eines Abends — wir fuhren eben den Rido entlang in die blaue Nachtlust hinaus — da sagtest Du mir flüsternd, daß ich's kaum vernehmen konnte, ins Ohr:

'Nimm dich in Acht; Schaukle die Gondel nur fachte! Es wird nicht lange dauern und du wirst statt der Ständchen ein Wiegenlied singen.'

Und über Dein holdes Antlitz breitete sich ein Glanz

so frisch, so hold, wie die Rosenknospe, die sich dem Tag erschließt!

Und ich gehorchte Deinem Befehl. Ich zog die Ruder ein und ließ die Gondel nur leise schaukeln, als ob's schon die verheißene Wiege wäre. Dabei aber dünkte ich mich reicher, glücklicher, beneidenswerther als alle die vornehmen Herren, an deren Palästen wir vorüberglitten.

Aber als ich Dich, an demselben Abend war's, in Dein Dachstübchen geleitet hatte und in den Thorweg trat, der nebenan in meine Wohnung führte, da sah ich die Wäscherin, die Barbara, welche die angrenzende Mansarde bewohnte und mir um ein paar Heller, die ich ihr dafür zahlte, von Zeit zu Zeit meine Stube zu säubern und zu putzen pflegte, den krummen Rücken gegen die Wand gelehnt, an meiner verschlossenen Thür sitzen.

Wie ich so plötzlich die Alte mit ihrem rothen, starren Blick gleich einem Uhu an meiner Schwelle kauern sah, da wußte ich, daß irgend ein Unheil meiner wartete.

'Ich hab Euch etwas zu sagen, Giovanni!' flüsterte sie mir zu: 'Etwas, das Euch angeht!'

Freilich gings mich an — erst mich und dann Dich, Benosta, was die Alte mir zu sagen hatte.

Nachdem sie Dir Tags zuvor, so berichtete Barbara, bis in die Nacht hinein bei der Arbeit geholfen, war sie, statt wie sonst in ihre Mansarde zurückzukehren, von Müdigkeit übermannt, in einem offen stehenden Holzverschlag sitzen geblieben, der draußen auf der Stiege zum Trocknen der Wäsche diente.

Es dauerte nicht lange — und auf ihrem Bündel zusammengekauert, war sie eingenickt.

Sie hatte so ein paar Stunden über geschlafen, als sie von dem Knarren der Stiege unter einem hastig die morschen Stufen entlang gleitenden Schritt erwachte.

An's Horchen und Auspähen gewöhnt, wie alle alten Weiber, hütete Barbara sich wohl, ihre Anwesenheit zu verrathen. Da, in dem Grauen des eben anbrechenden Tages, sieht die Alte einen fremden, vornehm gekleideten Mann sich behutsam, als fürchtete er, sich durch das Kreischen der Stiege zu verrathen, über diese hinauffschleichen und an die offene Fensterhöhlung des Dachstübchens klopfen.

Um kein Geräusch zu verursachen, hatte der Fremde die Thür, die sich auf das gegebene Zeichen alsbald von innen öffnete, nur leise hinter sich angelehnt.

Die Alte verstand daher jedes Wort, das zwischen Dir und ihm gesprochen wurde. Es handelte sich um nichts mehr und nichts weniger, als um Flucht mit unterschlagenen Papieren, die er Dir anbot, die Dich als eine Dame von vornehmer Herkunft aus einem fremden Lande ausweisen sollten, und noch mancherlei, was Barbara nicht Alles so genau behalten hatte. Und ich sollte auf meiner Hut sein, denn Du hättest mit dem fremden Herrn nicht eben streng gethan.

Auch schien es nicht das erste Mal zu sein, daß Ihr euch zusammensandet. Zuletzt hättest Du ihm noch erlaubt, wenn sein Weg ihn nochmals vorbeiführte, und

wenn er nicht fürchtete, mit mir zusammenzutreffen, wieder bei Dir vorzusprechen. Ich, der Dich eben in dem doppelten Glück der Geliebten und der Mutter strahlend gesehen, wollte der Barbara kein Wort von dem Allen glauben; hielt's für Weibertücken, meinte, Ihr hättet einen Streit mit einander gehabt, in Folge dessen sich Jene rächen wollte.

Aber als die Zeit vorüber und das Kind geboren war, das Du unter dem Herzen trugst, da zeigte es sich, daß Barbara Recht behalten sollte.

Als ich eines Abends — wir hatten Tags zuvor das Mädchen, das Du zur Welt gebracht, aus der Taufe gehoben — heimkam, da warst Du verschwunden mit den falschen Papieren, den vornehmen Titeln und dem fremden Cavalier. Erst hoffte ich, Du würdest Dich besinnen, Du würdest wiederkehren zu mir und zu dem Kinde. Aber ein Tag ging nach dem andern hin; Du kehrtest nicht wieder. Einmal — es war eben ein Jahr seit Deiner Flucht verstrichen — behauptete einer von unseren Leuten, die sich im Winter als wandernde Bande auswärts ihr Brod verdienten, Dir in Paris begegnet zu sein.

Es war im Carneval bei einem reichen Seigneur. Er und noch ein Anderer, der ebenso wie jener in Venedig zu Hause war, schworen darauf, Dich in einer Reihe von Bällen unter den Tänzerinnen erkannt zu haben. Da folgte ich ihrem Beispiel. Ich ließ das Kind bei der alten Barbara zurück, schnürte mein Bündel und ging

gleich den Andern in die Welt hinaus. Anfangs hatte ich keinen andern Gedanken, als Dich aufzusuchen. Aber die Jahre vergingen. Endlich gab ich die Hoffnung auf. Auch hatte ich eine andere Geliebte gefunden, treuer als Du warst. — — — Ich war im Laufe der Jahre ein geachteter Künstler geworden.

Aber auch meinen zweiten Ruhm, meine zweite Geliebte solltest Du mir rauben. Ich sah Dich wieder zu meinem Unheil. Weißt Du es noch, wie man im Theater zu San Carlo 'Die neue Armida' gab?" — und seufzend vergrub der ehemalige Dirigent der Chöre von San Carlo sein verzerrtes, von Thränen überfluthetes Gesicht in beiden Händen.

Unter dem tiefsten Schweigen, das nur hin und wieder von dem leisen Schluchzen des auf seinen Sitz zurückgefallenen Zeugen unterbrochen wurde, hatte der Vertheidiger des Angeklagten sich erhoben.

„Er hoffe,“ so begann der Redner, dessen finstere Gesicht sich sichtlich aufhellte, je mehr in der Haltung der Jury eine unverkennbare Wirkung der eben vernommenen Aussagen fühlbar wurde, „die prophetischen Worte würden sich noch erfüllen, die sie Alle von den Lippen eines Mannes vernommen, für den die öffentliche Meinung eintrat, ohne daß der Redner erst darauf hinzuweisen brauchte. Nicht der fälschlich Angeklagte, sondern eine Abenteurerin, die man mit den zweideutigsten Namen nennen hörte, wo man ihre Spur verfolgte, hatte das auf falscher Fährte gesuchte Verbrechen begangen. Unter

dem Einfluß des öffentlichen Vorurtheils hatte die Jury sich von einem Trugschluß zum andern fortreißen lassen. Auf die nur zu begründeten Vorsichtsmaßregeln hin, die der Graf de Croix, auf jeden Betrug, auf jedes selbst verbrecherische Vorgehen von Seiten der van Leen gefaßt, gegenüber einer Intriguantin der verwegensteu Art getroffen, war das Verbrechen mit Sieg gekrönt worden. Umsonst alle Gegenbeweise! Sollte aber auch der Eingriff der Vorsehung selbst gegenüber den Lug- und Truggeweben zu Gunsten der van Leen erfolglos bleiben? Sollte auch das Auftreten eines von Niemand geahnten Zeugen in dem Moment, wo ein unschuldig Angeklagter sich der öffentlichen Schande preisgegeben sah — sollte die Aussage des Jugendgeliebten, des betrogenen Gatten der van Leen — eine Aussage, die Jeden überzeugen mußte, der nicht in der vorgefaßten Absicht handelte, die begangene That von dem Schuldigen auf den Unschuldigen zu wälzen — übersehen, bei Seite geworfen werden?“

Ohne seinen Gegner auch nur mit einem Wort zu unterbrechen, ließ der Bertheidiger der Baronin van Leen Jenen zu Ende reden.

Die undurchdringlichen Züge, die sich im Gegensatz zu dem Ersteren wie die des Anatomen zu dem Künstler verhielten, die Beide denselben Körper studiren — in dem harten aschfarbenen Gesicht hatten sich während der Enthüllungen des neuen Zeugen nicht geändert. Nicht weniger wirkungslos prallte die Anwendung derselben von Seiten des Bertheidigers ab. Der Knoten, der sich anschei-

nend von Neuem über dem Haupte der Freigesprochenen zusammenzog, schien für ihn nicht vorhanden zu sein. Vielmehr blieb sein Auge mit siegesgewisser Kälte oder Ueberlegenheit auf seinen Gegner gerichtet.

Eine der Handbewegungen, die der Vertheidiger der Baronin van Veen, so oft er das Wort nahm, vorausschicken pflegte — eine Bewegung, die mit einer jähen, schnappenden Wendung nach irgend einem unsichtbaren Gegenstand zu greifen schien, bedeutete dem Publicum, daß jetzt die Reihe an ihm sei.

Aber statt der erwarteten Erörterung über die vorausgesetzte neue Verwickelung beschränkte sich der Redner auf die in kurzen Worten an den Vorsitzenden gerichtete Aufforderung, die Versammlung aufzuheben und den Geisteszustand Giovanni Baldassare's, des ehemaligen Kapellmeisters von San Carlo, der Prüfung eines ärztlichen Collegiums zu unterwerfen — eine Forderung, deren Nothwendigkeit ohne Zweifel von der Jury sowohl, als von jedem nicht voreingenommenen Zeugen der von Baldassare vorgebrachten Seltsamkeiten anerkannt werden müßte.

Wenige Minuten später leerte sich der Saal des Gerichtshofes nur langsam und unter einem unverhohlenen Gemurmel der Unzufriedenheit und Enttäuschung.

„Heda, Muth gefaßt! Es wird sich wenden! Es kommt an den Tag!“ tönte es erst leise, dann immer lauter, immer unverhohlener aus der Menge. Bis in den Hofraum hinaus widerhallten die mannigfachsten Aeußerungen

des Mitgeföhls, der Theilnahme. Sie galten der noch fast knabenhaften Gestalt auf der Anklagebank.

Um die eiserne Balustrade bildete sich wie auf ein Commando eine Art lebendiger Mauer. Aber theilnahmlos in sich zusammengesunken, kaum noch der Schatten seiner selbst, wankte der Dandy an den geschwenkten Hüten und den wehenden Tüchern vorüber. In seiner gebrochenen Haltung verrieth sich nichts als Widerstandslosigkeit. Sein matter Blick sagte Nichts weiter, als daß er der müßigen Verzögerungen satt und auf Alles gefaßt war. Ebenso gleichgültig, wie er die Theilnahme des Publicums über sich ergehen ließ, ebenso gleichgültig sah er dem Eingreifen der Wache zu. Erst auf Androhung gerichtlicher Einziehung zerstreute sich der Haufen.

Als in dem nämlichen Augenblick die Baronin van Leen an der Seite ihres Bertheidigers an der Anklagebank vorüberschritt, zeigte ihre Haltung mehr Sicherheit, ihr Auge mehr Kälte und Gleichgültigkeit denn je.

Von der Wache gezwungen, das Feld zu räumen, schien der lärmende Haufen hinter ihr sich durch die gellenden Pfiße und Verwünschungen schadlos halten zu wollen, die er ihr und ihrem Begleiter bis in die Straße hinaus nachsandte.

Ein gewitterschwüler Herbsttag neigte sich seinem Ende zu, mit ihm der Schlußact der Vorgänge, die seit Monaten das ehemalige Kloster von San Domenico in eine Art Schauspielhaus verwandelten.

Mehr denn je bildete das Drama, das sich dort ab-

spielte, zumal seit dem plötzlichen Wiederauftauchen Baldassare's, seinen seltsamen Enthüllungen über die Vergangenheit der Baronin van Leen und endlich dem zu seinen Ungunsten gefällten Spruche der Aerzte, das Alles verschlingende Tagesgespräch. Denn trotz der einstimmig von dem berufenen medicinischen Collegium zugegebenen und bestätigten Geisteszerrüttung Baldassare's wurden unter dessen ehemaligem Publicum Stimmen laut, die behaupteten, aus Baldassare hätte tiefer, markzerfressender Gram, ein gebrochenes und zerknirschtcs Gemüth gesprochen, aber Nichts in seinen Worten deute auf den Wahnsinn hin, den man ihm fälschlich andichte, um ihn am Ende wirklich in denselben hincinzutreiben. Das Votum der Aerzte, ja selbst das der aus Venedig berufenen Zeugen bedeute Nichts weiter, als eine Fortsetzung der zu Gunsten der schönen Aventuriere gesponnenen Intrigue.

Es war die letzte Berathung, zu der die Jury sich seit einer Stunde schon zurückgezogen hatte. Endlich verriethen die kreischenden Angeln der von Carabinieren umstellten Thür im Hintergrund des Saales, daß jene zu Ende, daß die Jury mit sich einig und das Urtheil gefällt war.

Unter der ganzen dichtgedrängten Menge ließ sich nicht ein Laut, nicht eine Bewegung hören, die das eingetretene Todesschweigen unterbrochen hätte. Nur die auf der Anklagebank zusammengekauerte Gestalt schien plötzlich in die Höhe zu wachsen. Wie von einer magnetischen Einwirkung beherrscht, gegen die sie sich vergebens

sträubte, hing ihr Blick an dem Vorsitzenden des Gerichtshofes und an der verhängnißvollen Papierrolle, die er in der Hand hielt.

„Nein,“ lautete das Verdikt auf die Frage, ob die Baronin van Leen schuldig sei.

„Ja,“ auf die Frage, ob der Graf de Croix, um sich an seiner Geliebten zu rächen, den Rassenausbruch selbst vollführt habe.

„Dem Codex gemäß,“ schloß der Richter seinen Vortrag, „verhängt das Gesetz über den Verurtheilten die Strafe einer sechsjährigen schweren Kerkerhaft.“

Das Verdikt war verlesen. Als bald schaute sich um den siegreichen Bertheidiger der Baronin van Leen und seine schöne Clientin ein Wall von Bewunderern. Von der Wölbung des ungeheueren Raumes wiederhallte ein nicht endendes Vivat. Kaum daß in dem Chaos der tausend durch einander schwirrenden Stimmen ein kurzer, herzerreißender Schrei auch nur von den Nächsterumstehenden vornommen wurde.

Es war die schwarz gekleidete Frau neben der Anklagebank, die ihn ausstieß. Hätte der greise, mit Ordenssternen decorirte Cavalier sie nicht gestützt, die wie todt zusammengebrochene Gestalt wäre in dem über sie fortbrausenden Tumult zertreten worden. Schweigend, war's zufällig, war's aus Erbarmen, trat die Wache zurück, während der Verurtheilte sich über die Balustrade weg nach der Ohnmächtigen beugte, als wollte er sie mit seinen vorgestreckten Händen vor dem Falle schützen.

Vergebens, daß der greise Cavalier, der die immer noch Leblose aufgefangen hatte, die Worte, die jener mühsam hervorstammelte, ihm von den Lippen abzulesen suchte. In dem Alles verschlingenden Lärm der hin und her wogenden Menge verhallten sie ungehört.

Eine geraume Weile war verstrichen und noch immer gab die Frau, vor welcher der Verurtheilte kniete, kein Lebenszeichen von sich. Da plötzlich war es, als ob die Angst ihn ersticke. Wie halb von Sinnen suchte er seine Hände durch die eisernen Stäbe zu zwingen. Aber schon machte der Zuruf des wachhabenden Offiziers der ungesetzmäßigen Zwischen Scene ein Ende. Der Kolbenstoß ertönte und mahnte den Gefangenen zum Aufbruch.

\* \* \*

Um einen Zeitraum von etwa drei Monaten zurückgreifend, heben wir den Faden unserer Erzählung mit dem Momente noch einmal auf, wo das eben geschilderte Drama im Affisenhof von Neapel seinen Anfang nahm. Ihr Malergeräth am Arm, verfolgte Giudita, von ihrer Arbeit heimkehrend, denselben Pfad, auf dem sie vor wenigen Wochen, an Feldern's Seite hinschreitend, Letzterem das Geleite gab. Zugleich überslog sie mit Inbrunst einen offenen Brief, den sie in der Hand hielt. Möglich hielt sie inne und blickte betroffen um sich.

In das erste seit seiner Abreise von Octave erhaltene Schreiben vertieft, war sie statt sich der Chiaja zuzuwenden, weit in den Corso hineingerathen, dessen buntes, ge-

räuschvolles Treiben sie fürchtete und, wenn sie allein war, ängstlich zu meiden pflegte.

Sinnend, welche Richtung sie einzuschlagen hätte, um den verfehlten Weg wieder zu finden, schritt sie an einem reich ausgestatteten Kunstgewölbe vorüber, als zufällig ihr Blick auf das Schaufenster und das in demselben ausgestellte Bildniß einer üppigen Frauenschönheit fiel. Unter den fein geschwungenen Brauen leuchteten die großen, schwarzen Augen in einem starren, frostigen Glanz. Die Lippen, von einem übertriebenen Roth, zeigten ein Gemisch von Behagen und Festigkeit, jene Ruhe des Gefättigtseins, die auf ein in vollen Zügen genossenes Leben hinwies.

Von den zierlichen, über die Stirn niederhängenden Lockchen glitt ein grauer Schleier in geschmeidigen Falten über den gelblichen Spitzenkragen und das schwarze Seidenkleid, das sich knapp um die volle Büste spannte. Darunter stand in großen, schwarzen Lettern: Porträt der Baronin Isabella van Leen.

„Heute im Assisenhof die zweite öffentliche Gerichtsverhandlung über den Prozeß der Baronin van Leen,“ tönte es ein paar Schritte weiter, neben dem Kiosk, den ein tobender Menschenhaufe umgab.

Die auf den Schubfächern und den offenen Fenstern hoch über einander geschichteten Zeitungspakete, mit ihnen die um den Kiosk geschaarten Käufer waren in wenigen Augenblicken verschwunden.

Mit verstörtem Blick ließ Giudita eine Zeitlang ihr

Auge zwischen dem schönen Frauenporträt in dem Kunstgewölbe und dem Plakat neben dem Kiosk hin und her schweifen, das dieselbe von dem Zeitungskäufer ausgerufenen Ankündigung als Aufschrift trug.

Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß von der eben noch um sie her lärmenden Menschenmenge Niemand mehr in der Nähe war, zog sie einen Rosenkranz heraus, der ihr unter den Falten ihres Gewandes versteckt von dem Gürtel herabhing, und öffnete die Kapsel, die an demselben befestigt war. Mit scharfem, prüfendem Blick verglich sie das Miniaturbild in ihrer Kapsel mit dem Oelgemälde drüben im Schaufenster. Zug für Zug, nur um Vieles voller, üppiger, zeigte es dasselbe Antlitz, dieselben schlangenartigen, rothblonden Ringellocken um Stirn und Schläfen, dieselben mächtigen, dunkelschwarzen Augen, denselben hochrothen schwellenden Mund.

• Wie vom Schlage gerührt stand Giudita da.

Aus ihren Gliedern, so schien es, wich mehr und mehr alles Leben, so starr war ihr Auge, so wankend ihr Schritt, als sie an den Kiosk herantrat, wo nur noch wenige Blätter in den leeren Fächern lagen.

„Gebt mir eine Nummer von heute,“ sagte sie mit tonloser Stimme und faltete das Blatt auseinander, ohne auf den Zuruf des Verkäufers zu achten „daß sie den Rest ihres Geldes auf dem Ladentisch liegen gelassen.“

Als Giudita erst bei einbrechender Nacht in ihr Zimmer zurückkehrte, zog sie von neuem das an dem Rosenkranz befestigte Miniaturbild hervor, prüfte jeden Zug

daran genau und schloß es mit der Zeitungsnummer, die über den Prozeß der Baronin van Leen berichtete, in eine Truhe, deren Schlüssel sie statt der Kapsel an dem Rosenkranze befestigte.

Nachdem sie sich zu wiederholten Malen überzeugt, ob der Schlüssel auch fest an der Kapsel haftete, wand sie sich die schwarzen Perlenringe in mehrfacher Windung um ihren Hals, auf dem die fein verzweigten Adern sich wie ein blaues Netz hinzogen und durch ihr heißes Klopfen und Pulsiren verriethen, wie das Blut ihr in fieberhafter Wallung durch die Glieder tobte.

Draußen lugte schon der Tag durch die trüben Fenster-scheiben, als Giubita sich von dem Bettrand erhob, auf dem sie stundenlang, die Hände im Schooß, dageessen.

„Die Ahnung, die mich beschlich, als ich von Dir Abschied nahm,“ schrieb sie in fliegender Hast auf einen Papierstreifen, ohne der entstellenden Farbenflecken zu achten, mit denen er besprengt war, „hat mich nicht betrogen. Wie das Geschick mir Felice entriß, den ich fast nicht minder liebte als Dich, mein Freund, mein Gatte, so scheint es gewillt, mir auch Dich zu entreißen. Eine Frau, die sich Isabella van Leen nennt, steht — zu dieser Stunde hat ihr Prozeß bereits begonnen — vor dem Assisenhose, eines Raubes angeklagt. In den Kauf-läden sieht man ihr Porträt ausgestellt. An einem derselben ging ich heute vorüber. Mein Auge täuschte sich nicht. Wie es einst Felice in fremder Gestalt, unter der fremden Menge, in dem blendenden Glanze des fürst-

lichen Prachtsaales dastehen sah und sich nicht irrte und ihn auf den ersten Blick erkannte, so hat es heute jene Frau erkannt. Es ist derselbe Kopf, es sind dieselben Züge, deren Miniaturbild in der Kapsel verborgen ist, die Felice mir vermachte, die ich nie einem fremden Auge zu zeigen ihm mit dem heiligsten Eide geloben mußte. Doch das ist nicht Alles. Isabella van Leen ist vor Gericht der Name der Angeklagten. Sie trägt — oder sie trug noch zwei andere."

Wie mit sich selbst im Streite, hielt Giudita inne. Eine geraume Zeit verstrich, während der sie nach einem Entschluß zu ringen schien. Endlich erhob sie sich, öffnete noch einmal die Schatulle, schnitt aus der darin verwahrten Zeitung das Blatt heraus, das den Prozeß der Baronin van Leen ankündigte, bezeichnete einen Theil desselben mit einem rothen Rande und schrieb darunter die Worte: „Bei meinem Seelenheil, wenn es so ist, wie ich ahne, so kehre nie, nie mehr wieder in meine Nähe zurück. Giudita."

\* \* \* .

In dem schwarzen, abgetragenen Gewande, das eine kurze Zeit hindurch anderen, lichterem Farben gewichen war, den Schleier bis auf die Augen herabgezogen, stand Giudita von dem Tage an, wo das zweite öffentliche Verhör der Baronin van Leen stattgefunden, jeden Morgen mit der aufsteigenden Dämmerung vor dem Thore des Assisenhofes. Mit den Zeitungen beladen, die über den Gang der Verhandlungen Auskunft ertheilten, kehrte

sie jeden Abend in ihre Wohnung zurück. Der Reihe nach las sie dieselben Blätter Nacht für Nacht durch, verglich eine Aussage mit der anderen und warf sich nicht eher zu einem kurzen Schlummer nieder, als bis jene, behutsam der Folge nach geordnet, in der wohlverschlossenen Truhe lagen.

Auf den Prozeß der Baronin van Keen und ihre Freisprechung hatte der des Grafen de Croix den uns bekannten Verlauf genommen.

Etwa um die neunte Morgenstunde des zur letzten entscheidenden Verhandlung anberaumten Tages rollte eines jener federleichten, zweirädrigen Fuhrwerke, die eigens dazu bestimmt scheinen, es dem Winde an Hast und Gewichtlosigkeit gleich zu thun, vor das Thor des Assisenhofes.

Mehr einem Schatten als einem lebenden Wesen ähnlich erhob sich Giudita von dem schmalen Sitz des Wagens.

Nach einer Unterbrechung von fast zwei Monaten war es heute zum ersten Mal, daß auch sie sich wieder unter dem Publicum des seltsamen Dramas im Assisenhof einstellte, dem sie nur bis zu dem Moment beigewohnt hatte, wo auf den Triumph der Baronin van Keen die Einkerkung des Grafen de Croix gefügt war.

Wie Viele, die den Kampf zwischen dieser und ihrem Gegner verfolgt hatten, so war auch Giudita weit entfernt, an die Unschuld der Freigesprochenen und an die Schuld des statt ihrer Angeklagten zu glauben. „Sie

und nicht er," sagte sich Giudita, „hatte das Verbrechen begangen! Sie und nicht er sollte der Strafe unterliegen!"

Zählings aber hatten die Pein, die immer wieder erneuten Qualen, die mit den Ereignissen im Assisenhof auch über sie hereingebrochen waren, dem drängenden Treiben der letzten Tage und Wochen ein Ende gemacht. An einem heftigen Fieber erkrankt, hatte sich Giudita, kaum erst in der Genesung begriffen, auch heute gegen das Verbot des Arztes hinausgewagt. Kaum daß die Flüße sie trugen während der wenigen Schritte, die sie von dem Wagen bis zum Portal des Gerichtshofes zurückzulegen hatte.

„Ihr kommt zu spät," sagte der Brigadiere, der ihr den Weg vertrat, „die Thüren des Gerichtssaales sind geschlossen und dürfen vor Mittag nicht geöffnet werden.“

Todtenbleich, mit zitternden Händen suchte Giudita nach ihrer Börse, um dem Miethkutscher den versprochenen doppelten Fahrlohn für die kurze Zeit von nur wenigen Minuten einzuhändigen, in der jener unter der Forderung einer Flasche Brandy auf ihre Gesundheit versprochen hatte, die Strecke von der Chiaja bis nach San Domenico zurückzulegen.

Den fiebernden Blick auf die geschlossene Thür gerichtet, wankte sie einer der steinernen Bänke zu, die sich längs der finsternen Mauern von San Domenico hinzogen.

„Ihr waret schon zu Anfang des Prozesses, als es sich noch um die Dame handelte, öfters hier?" frug der

Wache haltende Brigadiere, der sich neben sie auf die Bank nieder setzte.

Bejahend nickte Giudita mit dem Kopf und ließ in ihrer zitternden Hand ein winziges Couvert sehen, das sie ihm behutsam zuschob.

„Signore,“ flüsterte sie, „Ihr findet 20 Lire in dem Zettel; die doppelte Summe wird euch von mir zugestellt werden, wenn Ihr es möglich macht, daß ich mich der Baronin van Leen nähere, sie genau in's Auge fasse, wenn nach der Verlesung des Verdictes die Thüren geöffnet werden.“

„Seid unbesorgt, Euer Wunsch soll pünktlich erfüllt werden. Mein Wort darauf, schönes Kind!“ Damit ließ Giudita's Nachbar den ihm zugesteckten Zettel behende unter den Messingknöpfen seiner Uniform verschwinden.

„Aber wollt Ihr nicht unterdessen dort eintreten,“ fuhr er fort und wies auf die niedere Thür eines an den Gerichtshof grenzenden Gebäudes. „Drinne steht Euch das Gastzimmer offen, wenn Ihr Euch ein paar Stunden ausruhen wollt. Es handelt sich, wie Ihr wissen werdet, heute um die letzten Debatten! Da wird es heiß hergehen und bis spät in den Abend, ja wohl gar in die Nacht hinein dauern.“

„Euren Namen, Signore!“ entgegnete Giudita statt aller weiteren Antwort, „damit ich mein Versprechen halten und Euch meine Dankbarkeit bezeigen kann!“

„Laßt es gut sein!“ Prüfend glitten die Blicke des Brigadiere über die abgehärmten Züge, über den ärmlichen

Anzug des Mädchens. „Ich habe für den geringen Dienst, um den Ihr mich bittet, Nichts mehr zu fordern!“

Stunde um Stunde verstrich. Schweigend, die Hände über einander gekreuzt, kauerte Giudita in ihrem Winkel. Einmal, als die Thür des Saales gegen Mittag für wenige Augenblicke geöffnet wurde, machte sie einen Versuch, sich den Eingang zu erzwingen. Aber ein Trupp halb betrunkenen Eindringlinge sperrte ihr den Weg ab; als sie eben bis auf Handweite den Eingang erreichte, sah sie sich mitten in den lärmenden Männerhaufen hineingeworfen und mit jenem zurückgewiesen.

Auch ein erneuter Versuch blieb fruchtlos. Ebenso wie das erste Mal mußte ihre schwächliche Gestalt dem Vordringen der Menge weichen.

Knarrend fiel die Thür ins Schloß, während Giudita mit einem tiefen Seufzer zusammenbrach. Der heiße Glanz in ihren Augen erlosch. Die Arme sanken ihr schlaff herab. In einem Anfall von Ohnmacht stützte sie ihr Haupt noch fester als zuvor an die Mauer hinter ihr und verharrte, ohne ein Glied zu rühren, von nun an auf ihrem Sitze, nur daß sie von Zeit zu Zeit aus einer Kürbisflasche, die sie am Gürtel trug, begierig ein wenig Wein einschlürfte und Stirn und Wangen mit einem stärkenden Aether feuchtete.

In dem halb besinnungslosen Zustande war der Tag ihr dauer- und athemlos, gleich einem der Fieberträume ihrer Krankheit, hingeschwunden, als ein donnerähnliches Getöse sie aus ihrer Betäubung aufschreckte.

„Euer Versprechen — o Signore — Euer Versprechen!“ hauchte sie der herantretenden Wache zu. In den erloschenen Augen, mit denen sie eben noch wie im Halbschlafe um sich geblickt, glühte ein helles Feuer auf; auf die farblosen Lippen traten ein paar dunkle Tropfen. Aengstlich suchte sie diese zu verbergen.

„Nur her, die Zeit drängt,“ lautete die ihr ebenso mit halblauter Stimme zugerante Antwort. „Ich muß zurück auf meinen Posten; aber mein Bursche hier — habt Ihr mich verstanden? — wird zu Euren Diensten sein.“

Eilig hob der seinem Versprechen gemäß eingetretene Wachmann die federleichte Gestalt des Mädchens auf einen Steinblock, den er zuvor schon herbeigeschoben, stützte Giudita's Hand auf die breite Schulter des Knaben, den er mit sich gebracht, und schärste diesem noch einmal ein, der Signora beizustehen, wie er es ihm anbefohlen.

Giudita, hoch aufgerichtet, das Haupt gegen die Mauer gelehnt, blickte gleichgültig über die Menge. Einem vielköpfigen, sich selbst immer wieder erzeugenden Ungeheuer gleich folgte ein tobender Schwarm dem anderen.

Endlich lichtetem sich die Haufen.

Mit den Mienen einer entthronten Fürstin, die im Begriff ist, sich die entrissene Krone wieder auf's Haupt zu setzen, trat Isabella van Veen, von ihrem Anwalt gefolgt, aus der Thür des Gerichtssaales.

Plötzlich aber hielt sie ihre Schritte an. Weit geöffnet, als drohten sie aus ihren Höhlen zu treten, starrten ihre Augen auf das blasse Antlitz ihr gegenüber.

„Wer bist Du? Wie heißt Du?“ flüsterte Isabella und blieb wie angewurzelt dicht vor dem Steinblock stehen, wo Giudita's Gestalt um Haupteslänge über die wogende Menge ragte.

„Ich heiße Giudita!“ Scharf, fast gellend tönte die Stimme des Mädchens. „Ich bin die Tochter der Benosta, die ihren Gatten Baldassare verrieth und mir als einziges Erbtheil ihr Bild zurückließ.“

Mit einem unwillkürlichen Aufschrei streckte Isabella, während Giudita ihr die offene Kapsel hinhielt, die Arme aus.

Aber wie vor der Berührung eines giftigen Thieres wich das Mädchen vor ihr zurück und verschwand spurlos in der Menge, die gleich einer Wasserfluth, deren Lauf ein zufälliges Hinderniß geheimt hat, hinter ihr zusammenströmte.

„War es ein Trugbild meiner erregten Nerven?“ murmelte Isabella in sich hinein, und fuhr sich, wie von einem Alp erlöst, über die Augen. Wo war sie hingekommen, wohin verschwunden, die blasser Gestalt mit den schwarzen, flammenden Augen, aus denen ihre eigene ferne Jugend sie drohend anzusehen schien?

Aber das Getöse um sie her ließ ihr keine Zeit, der spukhaften Erscheinung weiter nachzusinnen. „Vivat Isabella van Een!“ tobte es vor ihr; ja es fehlte nicht viel, so hätte die Schaar von Reportern und anderen von diesen mit fortgerissenen Nachzüglern sie auf den Schultern durch die Stadt getragen.

\*

\*

\*

In dem zierlichen Boudoir eines Palazzo, der über seinem uralten Portal das Wappen des Marchese della Rippa trug, saß in der Frühe des folgenden Tages die Baronin van Veen, mit ihrem eigenen Spiegelbild in dem krystallinen venetianischen Rahmen ihr gegenüber beschäftigt.

Ihre üppigen Arme über die Brust gekreuzt, sah sie prüfenden Blickes dem Coiffeur zu, der eben die letzte Hand an ihren Lockenbau legte.

An der Thür ließ sich ein leises Klopfen hören.

„Ihr seid ein wahrer Engel, Beppo!“ unterbrach Isabella sich, zu dem Eintretenden gewandt, in einer Opern-Arie, die sie mit halblauter Stimme vor sich hinträllerte, indem sie, nach ihrem Vornon suchend, die Bijouterien, die in einer PerlmutterSchale vor ihr lagen, in ihren Schooß schüttete.

Während sie das kostbar emaillirte Glas aus einem Chaos von Ringen, Ketten und Bracelets hervorzog und mit einer ungeduldigen Bewegung an die Augen führte musterte sie die Visitenkarte, die neben einem Haufen von Zeitungen lag, die der Diener vor ihr auf die Toilette niederlegte.

„Sagt dem Marchese, daß ich ihn heute zum Diner erwarte.“

Mit einem zufriedenen Lächeln warf Isabella die Karte beiseite und durchblätterte eines der vor ihr aufgehäuften Journale.

Nicht die leiseste Spur einer Erregung zeichnete sich

in ihrem rothigen Gesicht, als sie den Bericht des Tags zuvor über den Grafen de Croix gesprochenen Urtheils von Anfang bis zu Ende verfolgte.

Plötzlich aber — mit derselben heiteren und sorglosen Miene war sie eben mit einer der wichtigsten Angelegenheiten des Tages beschäftigt, dem Ueberblick des Vergnügungs-Anzeigers und der an diesen geknüpften Tagesneuigkeiten — entsank das Blatt ihren Händen.

Wie unter einem unsichtbaren Schlage zuckte ihre stolze Gestalt zusammen.

„O mein Gott, mein Gott!“ murmelte sie mit einem Ausdruck von Verstörtheit, der so wenig zu der eben erst hochaufgetragenen Schminke auf Mund und Wangen stimmte, daß er ihr einen Anflug von Irrsinn gab. Ohne dem Coiffeur Zeit zur Vollendung seines Kunstwerkes zu geben, zerrte sie hastig an der Klingelschnur und herrschte dem wieder eintretenden Diener zu: „Eine unverhoffte Abhaltung — der Marchese möge mich entschuldigen! Ich sehe mich gezwungen, meine Einladung zurückzunehmen, und bin heute für Niemand mehr zu sprechen.“

Mit diesen Worten hüllte sich Isabella in einen Mantel, warf einen dichten Schleier um und eilte an dem unterwürfig zurücktretenden Diener, sowie dem nicht minder betroffen dastehenden Haarkünstler vorüber dem Portal zu.

Draußen angelangt, vertrat sie einem eben vorüberfahrenden Miethkutschner den Weg, als wollte sie es darauf ankommen lassen, übersfahren zu werden. Mit einer verneinenden Kopfbewegung gab Jener zu verstehen, daß

er anderweitig erwartet würde. Trotzdem sprang Isabella, ehe er es zu hindern vermochte, in den offenen Wagen.

„Ich verspreche Euch den dreifachen Fahrlohn,“ rief sie dem Kutscher zu, „wenn Ihr mich so schnell als möglich an die Chiaja bringt.“

Damit schlug sie selbst den Schlag zu, und der Wagen rollte weiter, ohne daß dessen Inhaber noch weiter einen Einwand versucht hätte.

Als letzterer nach wenigen Minuten an dem Beginne des bezeichneten Stadttheiles Halt machte und nach der Richtung frug, die er einzuschlagen hätte, wandte Isabella unruhig suchend das Blatt um, das ihr zerknittert, in tausend Falten gebrochen auf dem Schooß lag.

„Da,“ murmelte sie endlich, da steht es: „Ein plötzlicher Todesfall, der dem Anschein nach mit der Baronin van Leen und mit deren Vergangenheit im Zusammenhang steht. In dem Palazzo, der die Ecke von dem Bicolo del Vargo zu dem Arco bildet . . .“

„Zum Bicolo del Vargo,“ rief sie, ohne den Inhalt der Zeitungsnotiz weiter zu verfolgen, dem Kutscher zu, der auf die erhaltene Weisung an einer der nächsten Straßenecken von neuem anhielt.

An ihrem Ziele angelangt, mußte Isabella, während sie das finstere Treppenhaus des alten Palazzo am Bicolo del Vargo durchschritt, sich mit beiden Händen auf das längs der Mauer hinlaufende Geländer stützen; als sie endlich vor der halb offenen Thür der Mansarde in dem

vierten Stockwerk stand, wollten ihre Kniee sie kaum mehr tragen. Genau, wie sie es eben in der Zeitungsnotiz gelesen hatte, lag die blasser Gestalt in dem schwarzen Kleide vor ihr ausgestreckt, die Hände über der Brust gekreuzt, eine offene Kapsel, die unverkennbar das Porträt der Baronin van Leen in ihrer ersten Jugendblüthe zeigte, in den vom Todeskrampf zusammengekrümmten Fingern, deren konvulsivische Haltung noch deutlich sehen ließ, daß schmerzliche Zuckungen sie in den letzten Augenblicken gefoltert hatten . . .

In dem dicht verhängenen Zimmer war Isabella, wie sie jetzt erst wahrnahm, nicht der einzige Gast. Ein hoher, hagerer Mann stand zu Häupten des Bettes, auf dem Giudita ruhte.

„Octave,“ murmelte Isabella und wich bei seinem Anblick entsetzt zurück.

Hatte sie doch kurz vor Beginn ihres Prozesses in einer Zeitung gelesen, daß der „Leviatan“ und mit ihm Octave von Feldern als Chef einer Orientreise, die mindestens ein Jahr dauern sollte, von Neapel aufgebrochen war. Und nun stand er da, ihr gegenüber, als sollte jede Noth des Schicksals sich in diese Stunde zusammendrängen. Sein Aussehen, der von Staub bedeckte Hut, das verworrene Haupthaar, der abgetragene Anzug — Alles trug die unverkennbaren Spuren erlittener Reiseanstrengungen und mit rücksichtsloser Hast betriebener Ankunft. Dem Anschein nach hatte Octave, der, auf den von Giudita erhaltenen Brief aufbrechend, in der

That vor kaum einer Stunde mit dem zurückkehrenden „Leviatan“ wieder in Neapel gelandet war, nichts von dem Knistern und Rauschen des Seidenkleides an der Thür vernommen, während er den Flor zurückschlug, der Giudita's Oberkörper, ihren Kopf und ihre Schultern umhüllte.

Mit hohlen Wangen, schattenhaft, starrte das einst so liebeleiche Gesicht ihn an. Nichts an ihr glich mehr dem holden Geschöpf — nichts als die langen, schwarzen Haare.

„O Giudita!“ stöhnte er auf und vergrub seine Lippen in den Falten ihres Kleides. „Ich schalt Dich, ich spottete deiner Ahnung!“

Leise schluchzend umfaßte er, das unter den Hüllen, die darum gebreitet lagen, halb vergrabene Haupt, als wollte er sich trotz ihrer Entstellung jeden der geliebten Züge noch einmal ins Gedächtniß prägen.

Ohne Verwunderung, als ob es sich von selbst verstünde, sie da an der Leiche stehen zu sehen, begegnete sein Auge, als er sich wieder erhob, dem des neben ihm über dem Bettrand gelehnten Weibes.

Aber wie mit einem Schlage entzog er sich der Betäubung seines Grames. Mit gährendem Blick, wie Wahnsinn brütend, trat er auf Isabella zu. „Es ist nicht klug,“ rief er, „in einem Augenblicke wie dieser die Wollust des Hasses, der Vergeltung zu weiden. Was hast Du hier zu suchen? Bist Du gekommen, Dich an Deiner That zu weiden?“

„Ja, vernimm, sie ertrug es nicht,“ fuhr er mit heiserer Stimme fort, seine Hände wie ein paar eiserne Schrauben um Isabella's Arme gepreßt, „die Tochter einer Dirne und die Geliebte eines Mannes zu sein, der an diese Dirne seine Jugend vergeuden konnte. Ja, wenn Du es nicht schon weißt, so magst Du es hier angesichts ihrer hören: Sie war mein, sie liebte mich!“

In übermenschlichem Ringen trat Octave, während er so sprach, zurück und klammerte seine wachsblassen Hände an denen die hart geschwollenen Adern hoch und drohend hervortraten, um das Lager, wo Giudita ihn mit ihren starren, halb geöffneten Augen warnend anzusehen schien.

„D, wenn Du glaubst, daß ich mich fürchte!“ fiel eine harte, tonlose Stimme ihm ins Ohr.

Wie vom Fieberschauer gerüttelt, fuhr Octave zusammen.

Vor ihm stand Isabella und starrte ihn mit einem wilden Blick an.

„Auch ich hätte gut werden können.“ War es nur ein unterdrückter Seufzer oder ein von Hohn und Grauen erfülltes Lachen, das Octave ihr zur Antwort gab, mit dem er sich abwandte?

„Auch ich hätte gut werden können!“ wiederholte Isabella, „so wahr als ich Dich nicht fürchte, auch nicht, wenn Du als Richter oder Rächer vor mir stehst, wohl aber nach Deiner Verzeihung dürste. Nein — wende dich nicht ab — bei Deiner Liebe zu ihr, zu Giudita,“ fuhr

sie in die Kniee brechend fort, „höre mich an! Hat nicht selbst der Sünder, den man an die Richtstatt führt, das Recht, seine Bekenntnisse abzulegen — und ist das nicht so viel als eine Richtstatt? Sieh, es war nicht die Liebe zum Bösen, die mich ins Verhängniß zog. Ein Ueberdrang müßiger Kräfte, ein zu heftig wogender Lebenspuls war der Anfang aller Thorheiten, die ich beging. Ungezügelt gährten in mir Ehrgeiz, Durst nach Ruhm, nach Glanz. Ich wollte herrschen. Ich wollte an dem Leben der Welt meinen Antheil haben. Ich wollte eine Rolle spielen und hätte mich für einen Fürstenthron nicht zu gering geachtet. Von früh auf war es nicht anders: in der armseligen Hütte unter den Fischerknaben, die mit mir am Rido nach Muscheln suchten, ward mir nicht weniger gehuldigt, als später in den Palästen der Großen. Die Welt — das lehrte sie mich — ist überall die gleiche! Doch gab es Augenblicke, wo ich mich nach einem Jügel sehnte, wo ich Alles hingeworfen hätte, selbst meine Schönheit, um eine Hand über mir zu fühlen, die mich bezwang, meinen Eigenwillen brach, mich ihrer Herrschaft beugte. Hätte ich mich einem Stärkeren fügen müssen, und wäre es unter Willkür, wäre es unter Tyrannei gewesen, so wäre ich ebenso fügsam, ja ich wäre ebenso gut geworden, als ich jetzt hart und schlecht und elend geworden bin. Ich rede nicht von der Zeit, wo auch Du in meine Neze gingst. Ich war meinem Geschick verfallen. Wärest Du ein Gott gewesen, so hättest Du nichts mehr über mich vermocht.“

Schweigend hatte Octave sie ausreden lassen. Die pfeifenden Athemzüge, die sich seiner schwer arbeitenden Brust entzogen, die von Blut überfüllten Adern an Stirn und Schläfen verriethen den gewaltigen inneren Kampf, dessen er Herr zu werden suchte.

„Wer von uns mag die Abgründe ermessen, die inneren und die äußeren, durch die ein Anderer zu Fall kommt?“ sagte er endlich und richtete sich auf, als wälzte er eine Last von seinem Haupte, die ihn erdrückte. „Wenn Jene dort Dir verziehen hat, so ist's nicht mehr an uns Anderen, Dich zu richten!“

„Bergieb mir,“ flüsterte Isabella.

„Ich Dir vergeben?“

Wieder ging sein Athem pfeifend, wieder schnürte sich ihm die Kehle zusammen.

„Nicht mir verdankst Du's,“ sagte er zögernd, als graute es ihm vor seinen eigenen Worten, „daß man Dich nicht wie sie von hier fortträgt. Wenn sie ihre starre Hand nicht zwischen Dir und mir ausgestreckt hätte, so ginge ich selbst vielleicht als — — Dein Mörder von hinnen. Furchtbar hat der Fluch Deiner Schande auf ihr gelastet, bis er sie erwürgt hat. Vor ihr magst Du knien, aber nicht vor uns Anderen, die vielleicht nur der Zufall hinderte, ebenso tief und noch tiefer zu fallen.“

Deutlicher als Worte es vermochten, sagte Isabella's unterwürfiger Blick auf die hochaufgerichtete Gestalt vor ihr, wie sie jedes der Worte, die Octave zu ihr sprach, gleich einem Nichtspruch über sich ergehen ließ. Schweigend

vergrub sie ihre geschminkten Wangen, die selbst in diesem Augenblick ihre Reue zu verlachen schienen, in den langen schwarzen Haaren, die sich wie eine Decke um Giudita's Antlitz breiteten und in ihrer Ueberfülle von dem niederen Lager bis auf den Boden niederflossen. Als sie ihr verweintes Antlitz, von dem die Thränen das falsche Roth hinweggespült und das plötzlich bleich, alt und welk aus ihren prunkenden Kleidern sah, wieder emporhob, war das Zimmer leer.

Draußen durch das düstere Palastgewimmel der Chiaja dem Hafen zu, schritt Octave. Hinter ihm, dessen war er sich bewußt, lag Kampf und Leben. Zerstört, wie so vieles Andere, sah er sein eigenes Schicksal, ein Opfer mehr des bacchantischen Taumels, in den Isabella's böser Genius sie Alle mit sich fortgezogen und dem sie jetzt selbst erlag, ermattend, um sich betrogen. Nachdem sie sich einst besinnungslos — wenn ihre Worte ihn nicht getäuscht — nur um ihren dämonischen Lebensdurst zu betäuben, dem Strudel überliefert hatte, der sie jetzt ohnmächtig mit sich umtrieb, gab es für sie noch eine Rettung?

Es war ihm, als hörte er noch einmal ihre Worte: „Ich war meinem Geschick verfallen. Wärest Du ein Gott gewesen, Du hättest nichts mehr über mich vermocht.“

Dem Grauen zu entfliehen, daß ihn übermannte, kehrte er seinen Blick von einem Bilde der Zerstörung, so düster und hoffnungslos, daß er es nicht auszudenken wagte, jenem anderen stillen Antlitz zu, aus dem selbst

in seiner Schmerzentsetzung ein versöhnender Geist ihm winkte, und den Gram, der ihn zermühlte, zur Geduld verklärte.

\* \* \*

Unter all' den unzähligen Grabstätten des Friedhofes, der sich draußen am Fuße des Besur wie ein blühender Garten hinzieht, gab es seit Menschengedenken nichts Deberes, nichts Verlasseneres, als den kaum über die Erde ragenden Hügel, der zu seinen Häupten weder einen Namen noch ein Datum, sondern nur die in ihrer Verschwiegenheit räthselhafte Inschrift trug: „Offenbarung Johannis II, 17.“

Nirgends ließ sich ein Merkmal von Zugehörigkeit eines lebenden Wesens zu dem einsamen Grabwinkel erblicken, bis auf die zerlumpte Gestalt eines Mannes mit welken Gliedern und verwitterten Zügen, der bisweilen ganze Tage und Nächte zwischen den Gräbern umherstrich und einer alten Geige, die er am Arm trug, vermorrere Töne entlockte.

„Es ist Baldassare, der irrsinnige Musiker,“ flüsternten die Leute, die den Friedhof besuchten, wenn sie den schrillen Geigenklang vernahmen, der von dem entlegenen Grabeswinkel herübertönte.

Eines Tages sah man den Alten, den die Vorübergehenden schon von Weitem an seinen langen, flatternden Haaren erkannten, regungslos daliegen, die Geige neben sich, in den übereinander gekreuzten Händen einen Papierstreifen, der in kaum leserlicher Schrift die Bitte

enthielt, ihn neben dem Hügel unter dem jungen Pinienbaum, wo man ihn finden würde, zu beerdigen und ihm den Namen „Felice“, auf sein Grab zu setzen.

In Erinnerung des Ansehen, das der einstige Kapellmeister von San Carlo in besseren Tagen genossen hatte, that der Rath der Stadt ein Uebrigcs. Er ließ über der neuen Gruft neben dem verfallenen Grabhügel eine Gedcnksäule errichten, die, dem letzten Wunsch des Verstorbenen gemäß, in goldenen Lettern den Namen „Felice“ trug.

